

Von

Rheinsberg

bis

Königgrätz.

Preußens Krieg gegen Oesterreich und seine Verbündeten im Jahre 1866.

Allen Deutschen gewidmet

von

Ferdinand Schmidt.

Der preußische Adler ist das Symbol
des sich im Lichte des Protestantismus
verjüngenden Deutschlands.



Berlin.
Verlag von Hugo Kastner.



Zusammentreffen
König Wilhelms I. mit dem Kronprinzen von Preussen
auf dem Schlachtfelde von Koniggratz am 3 Juli 1866

Von

Rheinsberg

bis

Königgrätz.

Preußens Krieg gegen Oesterreich und seine Verbündeten.

Allen Deutschen gewidmet

von

Ferdinand Schmidt.

Der preußische Adler ist das Symbol des sich im Lichte des Protestantismus verjüngenden Deutschlands.



Berlin.
Verlag von Hugo Kastner.

Die Titel der übrigen Jugendschriften von Ferdinand Schmidt und Urtheile über diese Schriften findet man am Schlusse dieses Bandes.

Der Verleger.



Von demselben Verfasser erschien auch als Band 34. der Jugend-Bibliothek in illustrirter Ausgabe:

„Der Schleswig-Holstein'sche Krieg 1864."

Der Verleger.

Zur Verständigung.

Der Krieg Preußens gegen Oesterreich und seine Verbündeten glich einem urplötzlich hervorbrechenden, vernichtenden Gewittersturme.

Der Himmel verfinstert sich, Blitze zucken, Donner rollen, die Erde bebt, Schlossen prasseln hernieder, der Wald beugt sich wie ein Aehrenfeld, und mit Krachen stürzen markige Bäume.

Ein solches Bild steigt auf vor unsrer Seele, wenn wir des Krieges gedenken.

In Tausenden aber sind auch die Fragen aufgestiegen: Mußte dieser Krieg eintreten? War das Opfer so vielen edlen Blutes und so vieler materiellen Güter eine Nothwendigkeit? Oder war

es freyler Muth, der diesen Krieg heraufbeschwor? Handelte es sich um ein Ringen Großer, bei dem die Völker mit ihrem Gut und Blut die Kosten zu bezahlen haben? — Als der Janustempel geöffnet ward, entsetzte sich ein großer, ehrenwerther Theil des Volkes und rief nach Frieden.

Um zu erschöpfenden Antworten auf diese Fragen zu gelangen, würde es keinesweges genügen, die dem Kriege unmittelbar vorhergehenden amtlichen Streitschriften in Betracht zu ziehen, zumal uns, wollten wir diesen Weg einschlagen, nicht einmal sämmtliches Material zu Gebote stände, und außerdem der Laie, der verhüllenden Sprache der Diplomatie gegenüber, von vorn herein im Nachtheil ist.

Einen festen Standpunkt aber werden wir dagegen gewinnen, wenn wir den geschichtlichen Entwicklungsgang Preußens, Oesterreichs und Deutschlands ins Auge fassen, wenn wir namentlich die Stellung der fürstlichen Häuser Habsburg und Hohenzollern zu Deutschland in ernste Betrachtung ziehen. Das Ganze wird uns Auf=

schluß geben über das Einzelne, auch über den letzten Krieg, unter dessen Einwirkungen wir zur Zeit stehen. Eine solche Betrachtung wird uns schließlich zu der Anerkenntniß führen: Dieser Krieg lag längere Zeit schon gewissermaßen in der Luft, wie ein Gewitter. Der Augenblick des Ausbruchs hing von Zufälligkeiten ab, der Ausbruch selbst war unvermeidlich und zwar unvermeidlich um deswillen, weil in Preußen und Oesterreich zwei starke Mächte um die Führung Deutschlands warben, zwei Mächte, die ihrem innersten Wesen und ihrem ganzen Entwicklungsgange nach sich feindlich entgegenstehen. In Preußen und Oesterreich verkörpern sich die neue Zeit und die alte Zeit: einer Macht konnte schließlich nur die vollständige Herrschaft über das ganze Deutschland zufallen.

Aber auch noch in anderer Beziehung wird ein geschichtlicher Rückblick sich uns als heilsam erweisen. Wir werden, nachdem sich uns der letzte Krieg als einer der bedeutendsten Acte eines großen, sich durch Jahrhunderte hinziehenden geschicht-

lichen Processes dargestellt hat, und wir erkannt haben, daß die Interessen Preußens und Deutschlands vollkommen zusammen fallen, bewußtvoll die Mission vollziehen helfen, die dem preußischen Staate von der Vorsehung gestellt worden ist; wir werden uns rüsten an Geist und Leib und uns mit auf die Wacht stellen gegen einen Feind, der oft schon niedergeworfen, sich immer wieder erhob, und dem kaum mit dem letzten Schlage, so furchtbar er auch war, für immer das Gelüst verloren gegangen sein mag, Preußen von seiner Lichtbahn abzulenken! —

1.

Rheinsberg.

Der Kronprinz Friedrich, den die Welt später den großen König nannte, war in der Mitte der Zwanziger seines Lebens nach Rheinsberg übergesiedelt. Das Schloß Rheinsberg, wie auch das Städtchen gleichen Namens, liegen an dem Ufer eines schönen See's. Die Umgegend, bestehend aus Waldungen, Höhen, klaren Gewässern, üppigen Wiesen und wohlbestellten Ackerfeldern, ist malerisch.

Und doch paßt der Ausspruch Carlyle's, Friedrich's Rheinsberger Zeit sei ein Idyll gewesen, nur, wenn man sie in Vergleich stellt zu einer ganzen Reihe seiner früheren Jahre, namentlich zu der Zeit, in die sein Fluchtversuch, seine Gefangennahme, seine Aburthelung vor einem Kriegsgericht und seine Kerkerhaft fällt.

Welche Erschütterungen hatte er zu bestehen, ehe das Gestein sich löste, welches das Gold seines inner

sten Wesens deckte! Und was mußte sein Vater, der durch und durch ehrenhafte König Friedrich Wilhelm I., leiden, ehe er zur Erkenntniß des lange nicht geahnten Werthes seines Sohnes kam! Wahrlich, die Irrungen, die zwischen Vater und Sohn eintraten, sind ergreifender Art und bieten Stoff zu einem wahrhaft großartigen Seelengemälde, das vielleicht ein zukünftiger Shakspeare der Welt als Drama bieten wird.

Die Kerkerhaft, der blutige Tod seines liebsten Freundes waren Schläge für Friedrich gewesen, die ihm Mark und Bein erschüttert hatten. Der Wahnwitz streckte schon seine Hand nach ihm aus, um einen Hamlet aus ihm zu machen. Aber seine Kernnatur widerstand der Vernichtung, in tiefster Nacht dämmerte in ihm das Verständniß des großartigen Charakters seines Vaters auf. Wer wollte ihm daraus einen Vorwurf machen, daß er ihn in früherer Zeit so gänzlich mißkannte? Hat doch die Geschichtschreibung ein Jahrhundert gebraucht, ehe sie begann, ihn nach Verdienst zu würdigen. Und immer noch fehlt ein Bild aus einem Gusse von diesem wunderbaren und in seiner Art einzigen Manne, der einer markigen, knorrigen, starkrindigen und dabei hochwipflichen Eiche glich, an deren gewaltigen tiefgehenden Wurzeln neben wenigen anmuthigen Blumen hohe Nesselbüsche stehen.

Friedrich Wilhelm I. war ein landwirthschaftliches

und ein Verwaltungs-Genie und dabei ein pflichtgetreuer Mann. Mit einer Hingabe, die in ihren Aeußerungen das höchste Maß erreichte, dessen die menschliche Natur fähig ist, wollte er das, was ihm als des Staates Wohl erschien, durchgeführt wissen, und indem er daran arbeitete, kannte er keinerlei Schonung, weder in Bezug auf sich, noch auf Andere.

Und gerade sein Liebstes, sein Fleisch und Blut, seinen erstgeborenen Sohn wollte er genau zu einem Wesen gestalten, wie er es war; er wollte ihn „formen nach seinem Bilde."

Und doch waren Beide gänzlich verschieden angelegte Naturen. Ahnungsvoll schaute Friedrich schon früh in das Reich der Kunst und Wissenschaft hinein, das dem Vater gänzlich verschlossen war.

Friedrich Wilhelm hatte das Franzosenthum als eine wuchernde Schmarotzerpflanze in Deutschland vorgefunden — auch am Berliner Hofe. Friedrich der Erste hatte ihm Aufnahme gewährt. Friedrich Wilhelms Widerwille gegen dasselbe ging so weit, daß er auch ungerecht war gegen das Gute, das von „über den Rhein" her kam. Und dennoch gab er dem Sohne in seiner ersten Jugendzeit eine Französin als Erzieherin und späterhin einen Franzosen als Lehrer? Es hatte ihm dies Ueberwindung genug gekostet. Aber sichere Kenntniß der französischen Sprache und ein gewandter

Gebrauch derselben war ja damals an allen Fürstenhöfen eine Nothwendigkeit. Beides — meinte der König — solle Friedrich von der liebenswürdigen Frau von Roculles und dem feingebildeten Duhan lernen, über die leidige Nothwendigkeit hinaus aber solle Nichts geschehen. — Konnte es denn aber ausbleiben, daß Friedrich mit den liebenswerthen Personen auch die Sprache derselben liebgewann, zumal er neben dem vollkommensten Ausdruck derselben seine Muttersprache nur in ihrer damaligen Verkommenheit sprechen hörte?

Man vergegenwärtige sich außerdem, daß unsre große Literatur-Epoche noch nicht angebrochen, Klopstock als hellblinkender Morgenstern derselben noch nicht aufgegangen war! —

Und als Friedrich sehnsüchtigen Herzens nach Büchern zu greifen begann: welche Bücher waren es, die ihn da zauberhaft festhielten? Wahrlich nicht die über alle Maßen langweiligen, im Perückenstile geschriebenen Werke der damaligen deutschen Autoren, sondern die in anmuthiger Form abgefaßten und zugleich Geist und Leben sprühenden Werke der französischen Literatur, die gerade in ihrer Blütezeit stand. Wer auch dies noch in Betracht zieht, der kann sich nicht verwundern, daß ein so beanlagter Geist, wie er, sich schon in früher Zeit instinctmäßig zu der vollkommenern Ausdrucksweise hingezogen fühlte.

Hatte der Widerwille gegen die aus Frankreich stammenden Uebel den König bis zur Verwerfung auch des Guten, das von dort her kam, verleitet, so bewirkte bei Friedrich die Welt des französischen Schriftenthums, — für ihn eine Wunderwelt — daß auch Schlechtes sich ihm mit einem poetischen Zauber umzog. Letzteres wurde zugleich Anlaß für ihn zu den Verirrungen seiner Jugendzeit, die an dem durch und durch französirten Dresdener Hofe ihren Anfang nahmen.

Als der Vater dahinter kam, begannen seine Befürchtungen, Friedrich werde später die Sittenlosigkeit des Dresdener Hofes nach Berlin hinüber ziehen. Das war für den sittenstrengen Mann ein Gedanke, der ihm wie ein Schwert durch Mark und Bein ging.

Dazu kam auch der von der Königin betriebene Heirathsplan. Sie wollte durch eine Doppelheirath enge Verwandtschaft knüpfen zwischen dem preußischen und englischen Hofe. Anfangs war der König nicht dagegen, und seine Gemahlin wäre gewiß zum Ziele gekommen, wenn nicht der österreichische Hof alle Mittel in Bewegung gesetzt hätte, den Plan zum Scheitern zu bringen. Eine so enge Verbindnug der protestantischen Königshöfe von Preußen und England — das paßte schlecht zu anderartigen Plänen der Kaiserburg in Wien! —

Die Intrigue durchzuführen, die über die preußische Königsfamilie herzzerreißende Erschütterungen brachte, waren der österreichische Gesandte Graf Seckendorf und der preußische General Grumkow ersehen. Grumkow bezog von Oesterreich jährlich ein festes Sündengeld von 5000 Gulden, einmal erhielt er eine besondere Sendung von 40,000 Gulden.

Diese Männer, Seckendorf und Grumkow, waren ganz dazu geschaffen, den in Wien erdachten Trug durchzuführen. In dem Ausspinnen jesuitischer Ränke hatte sich die Wiener Hofburg stets groß erwiesen. Man wußte es, zu welcher Art von Leuten Friedrich Wilhelm leicht Vertrauen faßte. Diese mußten — im Gegensatz zu dem leisen, schleichenden, ewig lächelnden französischen Wesen, wie es damals im Schwange war — offenes, ernstes, ja rauhes Wesen an sich tragen. Da hatten die Wiener Hofjesuiten richtig heraus calculirt, daß Niemand besser geeignet sei, das Vertrauen des arglosen preußischen Königs zu gewinnen, als der österreichische Graf Seckendorf, und deshalb ward dieser mit dem Amte des österreichischen Gesandten zu Berlin betraut. Dieser fand in Berlin bald in dem preußischen General Grumkow seinen Hülfsmann. Hatte doch Beide äußerlich die genannten Eigenschaften an sich, die der König an Männern so gern sah. Sie wurden von ihm in sein Tabackscollegium gezogen, ja

er würdigte sie noch seines näheren Vertrauens. Sie verdienten es ja, diese Ehrenmänner, denen „das Herz stets auf der Zunge wohnte!" Und doch waren sie

„Schurken, die in solche Gradheit
Mehr Arglist hüllten, mehr verruchten Plan,
Als zwanzig fügsam unterthänige Schranzen,
Die schmeichelnd ihre Pflicht noch überbieten."

Der arglose Königliche Herr ward ein Opfer der heillosesten Niedertracht. Ein Dritter im Bunde, ebenfalls durch klingende österreichische Goldstücke gewonnen, war der preußische Gesandte am englischen Hofe. Diesem ward von Seckendorf und Grumkow zugesandt, was er aus London an seinen Königlichen Herrn in Berlin zu berichten hatte.

Das gemeinsame Ziel, das diese Verräther zu erreichen strebten, war: Verfeindung der beiden Höfe und damit Verhinderung der Heirath Friedrichs mit einer englischen Prinzessin und des englischen Thronerben mit der preußischen Prinzessin Wilhelmine.

Bald begann die ausgestreute giftige Saat aufzusprießen. Die aus London eingehenden gesandtschaftlichen Berichte waren der Art, daß in dem Könige die Befürchtung entstand, es würde, käme eine Heirath seines Sohnes mit der englischen Königstochter zu Stande, der kronprinzliche Hof mit vollen Händen verstreuen, was er mühsam zum Wohle des Landes ge-

sammelt hatte. Schon diese Befürchtung genügte, um den sparsamen König gegen den Plan seiner Gemahlin einzunehmen. Aber auch sein berechtigtes Selbstgefühl ward schwer verletzt. Aus England ging der gesandtschaftliche Bericht ein: der König sehe die in Berathung gezogene Heiraths-Verbindung so an, als ob, wenn sie wirklich erfolge, dem preußischen Hofe von Seiten des englischen Hofes eine besondere — Gnade erwiesen werde.

Man kann sich denken, wie Derartiges auf den König wirkte! — Wenn er dann in seiner Erregung jene Ehrenmänner herbeirufen ließ und ihnen „vertraulich" mittheilte, was ihm sein Gesandter geschrieben habe, dann wußten sie ihre Rolle trefflich zu spielen, dann trugen sie — je nach dem —

„Oel zum Feuer,
Zum Kaltsinn Schnee."

Freilich, sie spielten, dem Könige gegenüber, der eine gewaltige Zornader hatte, ein gefährliches Spiel. Wäre er hinter ihre Schurkenstreiche gekommen, kein Galgen wäre ihm zu hoch gewesen, um sie daran aufhängen zu lassen. Aber die Missethat blieb in den Archiven bis in spätere Zeiten verborgen.

Der König kam endlich zu dem festen Entschluß: aus der Heirath wird, da sie weder der Familie, noch dem Lande zum Heile gereichen würde, nichts! — Aber

sie war ein Lieblingsplan seiner Gemahlin, an dem diese mit ganzer Seele hing, und auch Friedrich und Wilhelmine hatten sich in den Plan eingelebt, ja es waren von hüben und drüben längst schon Briefe und Geschenke gewechselt worden.

Was Wunder, daß Mutter und Kinder außer sich geriethen über das plötzliche Nein des Vaters, daß dieser ihnen als über alle Maßen grausam erschien! Der vollständige Zerfall der Berliner Königsfamilie trat ein: auf einer Seite der unbeugsame Vater, auf der andern Mutter und Kinder, die jene langgenährten Wünsche nicht aufzugeben vermochten und nach ihrer Erreichung strebten.

Ein Jeder weiß, welche bedauerliche Höhe der Zwiespalt endlich erreichte; ihrer aber sind noch nicht viele, die den tieferen Wurzeln desselben nachgeforscht haben. Lange Zeit bewegte man sich mit seinem Urtheil auf der Oberfläche des Conflicts; man stellte den Vater gegen den großen Sohn ohne Recht, ja auch ohne Noth, gänzlich in den Schatten. Seine Härte, sein Geiz, seine Beschränktheit hatten Alles verschuldet, Friedrich war von vorn herein ohne Fehl und Schlacken! Und doch: wie groß erheben sich Beide vor dem, der sorgsam der Wahrheit nachstrebt, der ihr die Ehre giebt! Denn neben dem Menschlichen, das hier wie dort sich geltend machte, treten bei Beiden die

großartigsten Züge auf. Man hat den Vater einen blutlechzenden Tyrannen genannt, weil er den Sohn unter ein Kriegsgericht stellte. Aber es ist dabei nicht in Erwägung gezogen worden, daß, wie jetzt zweifellos erwiesen ist, der Vater dahin gebracht worden war, an eine von England aus ins Werk gesetzte Verschwörung gegen sich zu glauben, in der seine eigene Familie verflochten sei. Da hat man denn beim ausschließlichen Hinblick auf die Leiden des jungen Königssohnes nicht in Ueberlegung ziehen können, welches unermeßliche Leid jene Annahme auf das Vater- und Königsherz thürmen mußte. Es ist erwiesen, daß, als Friedrich Wilhelm mit dem verhafteten Kronprinzen durch Hannover reiste, er mehrmals auf freiem Felde, fern von Waldungen und Gebüschen, sein Mittagsmahl hielt, weil er einen Ueberfall von Verschworenen fürchtete. Seine starke Seele litt unsäglich unter dem Gedanken: Weib und Kind haben sich gegen mich empört, haben an einer Verschwörung Theil, deren Zweck es ist, mich vom Throne zu stoßen! — Er kam sich zu Zeiten vor, wie der König David, der von dem ungetreuen Absalom verjagt werden sollte. Oftmals zur Nachtzeit irrte er ruhelos im Berliner Schlosse umher und schrie zu Gott in seiner bittern Noth.

Dem Unerhörten konnte — so stellte sich ihm die Sache dar — allein durch unparteiische Anwen-

dung des Gesetzes Sühne geschafft werden. So war die Königliche Familie durch Wiener Hofjesuiten und durch ihre Helfershelfer an den Rand des Verderbens gebracht worden.

Friedrich saß zu Küstrin in strenger Kerkerhaft, das Schlimmste war zu fürchten. Da öffnete sich für den König ein Anfangs von ihm nicht geahnter Ausweg. Der Prediger Müller, ein frommer und verständiger Mann, der vom Könige den Befehl erhalten hatte, den Gefangenen zum Oefteren zu besuchen und sich sein Seelenheil angelegen sein zu lassen, konnte, nach dem Friedrichs abweisendes Verhalten gegen ihn einer zutraulichen Gesinnung Platz gemacht hatte, dem Könige gute Nachricht über Friedrich zugehen lassen; auch wagte er es, gegen seinen Königlichen Herrn die Bitte auszusprechen, „nach dem Exempel Gottes barmherzig zu sein!“ —

Das traf des Königs Herz wie Orgelklang. Hat Fritz bei Gott Gnade gesucht und gefunden, sagte er sich, gut, so soll er auch Gnade bei dem Vater finden. Aber, damit er nicht wieder zurückfalle in seine früheren Verirrungen, ist es nothwendig, daß er eine strenge Schule durchmache! — Friedrich mußte ein Jahr lang als Auscultator arbeiten in der Küstriner Domainenkammer. Es solle ihm zum Bewußtsein kommen, äußerte der König, wie schwer es dem Bauer falle, so

viel Groschen zu erarbeiten, als zu einem Thaler gehören, und es werde ihn dies veranlassen, sorgsamer, als es früher geschehen, mit dem Gelde umzugehen.

Mit der Arbeit entwickelte sich das Interesse an der Sache in Friedrich, und bald konnte er dem Vater landwirthschaftliche Anschläge einreichen, die dessen Beifall fanden.

Alles war eine Zeit lang gut gegangen — da drohte noch einmal das besser werdende Verhältniß zwischen Vater und Sohn Schiffbruch zu leiden. Friedrich vernahm, daß der Vater ihn vermählen wolle und zwar mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern. Sein ganzes Wesen empörte sich bei der Vorstellung, gegen Neigung und Willen in ein Ehebündniß zu treten. Die Prinzessin war ein herzensgutes Wesen, im Uebrigen aber nicht so geartet, daß sie dem Kronprinzen gefallen konnte. Seine Schwester giebt uns folgendes Bild von ihr: „Sie ist groß, ihr Wuchs nicht schön, indem sie sich beim Stehen oder Gehen ein wenig vorwärts beugt, was ihr ein linkisches Ansehen giebt. Ihr Teint ist glänzend weiß, von den lebhaftesten Farben erhöht: ihre Augen blaßblau und wenig Geistesgaben versprechend, Mund klein, Züge überhaupt klein, mehr niedlich als schön — und das Gesicht ist ganz und gar so unschuldig und kindisch, man würde diesen Kopf für denjenigen eines zwölfjährigen Kindes halten.“ —

Was thun in der neuen Herzensbeängstigung? Er brachte dem Vater das Opfer des Gehorsams, Verlobung und Hochzeit fanden statt.

Damit war der Hauptanlaß des väterlichen Zornes — der Heirathsplan der Königin — für immer beseitigt; das Verhältniß zwischen Vater und Sohn gestaltete sich zusehends besser. Friedrich erhielt vom Könige ein Regiment, dessen Standquartier Ruppin war. Dorthin begab er sich.

In seine Ruppiner Zeit fällt ein Krieg Oesterreichs gegen Frankreich, zu dem, einer älteren Zusage gemäß, Preußen 10,000 Mann zu stellen hatte. Nach eingeholter Erlaubniß ging Friedrich als Freiwilliger mit an den Rhein. Hier sah er den ruhmgekrönten, damals bereits dreiundsiebenzigjährigen Helden Eugen, dem er, als er sich ihm vorstellte, sagte, er sei gekommen, um zu sehen, wie ein Held Lorbeern sammle. Bemerkenswerth ist folgendes Urtheil, das er in einem Briefe an einen Freund über die österreichische Armee aussprach: „Der gegenwärtige Feldzug ist eine Schule, wo man aus der Beobachtung der Verwirrung und Unordnung, die in dieser Armee herrscht, Nutzen schöpfen kann.“— Dies hätte er aber nicht erkannt, wenn er nicht dem Willen des Vaters gemäß bereits einige Jahre lang mit ganzer Hingebung das Soldatenhandwerk geübt hätte. Die großen Seiten des Charakters und der

landesväterlichen Bestrebungen seines Vaters waren ihm mehr und mehr erkennbar geworden.

Er war noch nicht lange aus dem Felde zurück, als sein Vater schwer erkrankte. Auf die Nachricht davon eilte Friedrich nach Potsdam. Rührend ist es, zu lesen, in wie hingebender Weise Friedrich die Pflichten des Sohnes gegen den kranken König erfüllt. Auch in den Augen des Vaters war er ja längst schon ein Anderer geworden. „Der Kronprinz,“ schreibt ein Zeitgenosse, „ist wahrhaft betrübt über die Lage des Königs, hat die Augen immer voll Wasser, hat raffinirt, um dem Könige ein komodes Bett zu schaffen, hat von Potsdam nicht weggehen wollen. Der König zwang ihn dazu: soll erst Sonnabend Nachmittag wiederkommen. Der König nannte ihn immer Fritzchen.“ Nachdem der König wieder genesen war, befahl er dem Sohne, eine Inspectionsreise nach der Provinz Preußen zu unternehmen. Die Berichte, die er dem Könige einsandte, zeigen, wie sein Interesse für dessen landesväterliches Wirken gewachsen war.

Dies Alles war vor der Rheinsberger Zeit Friedrichs vor sich gegangen, und wenn dies hier gedrängt vorgeführt worden ist, so ist es geschehen, um dem sinnigen Leser behülflich zu sein, sich von dem Geistes- und Gemüthsleben des Kronprinzen um die Zeit, in der ihm der König mit der Schenkung des Schlosses

Rheinsberg freie Verfügung über seine nichtamtliche Zeit gewährte, eine möglichst richtige Vorstellung zu machen.

Nach den bezeichneten Seiten hin entwickelte er sich in Rheinsberg weiter. Um den Vater zu erfreuen, legte er alsbald ein Gewächshaus, einen Geflügelhof und einen Meierhof an. Dies schlug zum Segen für ihn um, denn seine Neigung, landwirthschaftliche Thätigkeit zu fördern, wuchs von Tag zu Tag.

Alles dies war schön und gut; das Beste aber war: er hatte Raum gewonnen, sein ureigenes Wesen, das zu erkennen, es dem Vater an der Fähigkeit gebrach, das aber auch früher mit allerdings bedenklichen Nebeln umhüllt war, nunmehr in aller Freiheit zur Entfaltung gelangen zu lassen. Er trat mit den größten Geistern seiner Zeit und der Vergangenheit in Verbindung; sie öffneten ihm die Reiche der Kunst und Wissenschaft.

In einem der Thürme des Schlosses befand sich das Arbeitszimmer des Kronprinzen, das Vorgemach enthielt die Bibliothek. Das Arbeitszimmer ist klein, hat etwa 12 Fuß im Quadrat, aber es gewährt eine entzückende Aussicht über Wald und See. Noch enthält dasselbe einen Arbeitstisch Friedrichs, auch befinden sich in demselben einige altmodische Lehnsessel mit schlechten, dunkeln Ueberzügen und an den Wänden die von Friedrich aufgestellten Büsten Cicero's Diderots, Rousseau's und Voltaires. Hier in diesem Zimmer hat eine königliche

Seele gerungen, wie je eine, hat geglüht für die höchsten Güter der Menschheit. Seinem geliebten Lehrer Duhan, dem er treue Anhänglichkeit bis zum Grabe bewahrte, schrieb er aus diesem Zimmer: „Ich bin mehr als je unter Büchern begraben, ich jage der Zeit nach, welche ich in meiner Jugend so unbeachtsam verloren habe, und ich sammle mir, so viel ich vermag, einen Vorrath von Kenntnissen und von Wahrheiten.“ In einem Briefe an Suhm heißt es: „Ich studire aus allen Kräften und thue alles Mögliche, mir die Kenntnisse zu erwerben, die mir nöthig sind, um mich würdig aller der Dinge zu entledigen, welche meines Amtes werden können; kurz, ich arbeite, um mich besser zu machen und mir den Geist zu erfüllen mit allem dem, was das Alterthum und die neueren Zeiten uns an glänzenden Musterbildern darreichen.“

Aber seine Freundschaft mit Voltaire, die er um jene Zeit anknüpfte, will Manchem nicht behagen. Wir müssen wohl unterscheiden: den Voltaire in seiner ersten und den Voltaire in seiner späteren Zeit. Friedrich sah ihn in jener Zeit nur in strahlender, geweihter Geistesrüstung, kämpfend für eine der Würde des menschlichen Geschlechtes entsprechende Freiheit. Seine Schwerthiebe durchbrachen den finsteren Gewalt-Riesen, unter deren Füßen die Menschheit in Banden der Un-

wissenheit lag, die Häupter, seine Pfeile schwirrten dahin und trafen wie die des Ferntreffers Apollo. Die Zeit, in der dieser hochbegabte Geist, von ekler Eitelkeit verleitet, nicht allein den Schein, sondern auch das Wesen christlichen Lebens angriff, kam erst später. Sein damaliges Wirken entflammte alle hochstrebende Geister, und auch der ihm fernwohnende brandenburgische Königssohn ward sein Bewunderer und drückte ihm dies in einem Schreiben aus.

Damit war zwischen Beiden ein Briefwechsel und zugleich ein Band der Freundschaft angeknüpft. Der Historiograph Preuß berichtet, Voltaire habe es in seinen Briefen fortgesetzt in anmuthiger und einschmeichelnder Weise dargelegt, daß ein Fürst dazu da sei, in erster Linie das Wohl seines Volkes zu fördern, und fügt dann hinzu: „Und so kann die Geschichte diesen Austausch der Gedanken als die einflußreichste Schule ansehen, in welcher der reichbegabte Thronerbe die reinste Begeisterung für Tugend und Poesie auf immer sich zu eigen machte."

Wie ernst es dem Kronprinzen um seine Vorbereitung für seinen Königlichen Beruf zu thun war, wie er das, was man entschuldigend Rücksichten auf den eigenen Stand und die eigenen Verhältnisse nennt, rücksichtslos bei Seite setzte, um der Wahrheit und einzig der Wahrheit zu dienen, zeigen unter Anderm seine in Rheins-

berg geschriebenen „Betrachtungen über den Zustand des europäischen Staatensystems.“

„Wenn diese meine Betrachtungen,“ sagt Friedrich, „das Glück haben, einigen Fürsten zu Ohren zu kommen, so werden sie Wahrheiten in denselben finden, welche sie aus dem Munde ihrer Höflinge und Schmeichler nie würden vernommen haben; vielleicht werden sie selbst erstaunt sein, diese Wahrheiten neben sie auf dem Throne sich niederlassen zu sehen. Mögen sie denn lernen, daß ihre falschen Grundsätze die giftigsten Quellen des Unglücks von Europa sind. Es ist ein Irrthum, wenn die meisten Fürsten glauben, daß Gott absichtlich und aus einer ganz besondern Vorliebe für ihre Größe, für ihr Glück und für ihren Stolz diese Menge von Menschen geschaffen habe, deren Wohl ihnen anvertraut ist, und daß ihre Unterthanen nur zu Werkzeugen und zu Dienern ihrer Leidenschaften bestimmt seien. So wie der Grund, von dem man ausgeht, falsch ist, so können die Folgen nicht anders, als bis ins Unendliche fehlerhaft sein. Daher diese ungeregelte Liebe zu eitlem Ruhme; daher dieses brennende Verlangen, Alles zu verschlingen; daher die Härte der Auflagen, welche das Volk bedrückt; daher die Trägheit der Fürsten, ihr Hochmuth, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei und alle jene Laster, welche die menschliche Natur entehren. Wollten die Fürsten sich los-

sagen von diesen irrigen Ideen, wollten sie zurückschauen auf den Zweck ihrer Einsetzung, so würden sie sehen, daß dieser Rang, auf den sie so eifersüchtig sind, daß ihre Erhebung nur das Werk der Völker ist; daß diese Millionen Menschen, welche ihnen anvertraut sind, sich nicht zu Sklaven eines einzigen Menschen erklären, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen; daß sie sich keineswegs einem Bürger unterworfen haben, um die Märtyrer seiner Launen und die Spielbälle seiner Einfälle zu sein: sondern daß sie denjenigen unter ihnen erlesen haben, den sie für den Gerechtesten erachtet, um sie zu regieren; für den Besten, um ihnen Vater zu sein; für den Menschlichsten, um ihr Unglück mitzufühlen und zu erleichtern; für den Tapfersten, um sie gegen ihre Feinde zu beschützen; für den Weisesten, um sie nicht ungeschickt in verheerende und verderbliche Kriege zu verwickeln; für den Fähigsten endlich, dem Staat vorzustehen und die höchste Gewalt als Stütze der Gerechtigkeit zu gebrauchen, nicht als Mittel, Verbrechen zu begehen und Tyrannei zu üben."

So redete der Erbe eines Thrones!

Friedrich wäre aber wohl kaum zu so vorurtheilslosen Anschauungen gekommen, wenn ihm nicht neben seiner geistigen Begabung und unbedingten Wahrheitsliebe noch das besondere Glück bescheert gewesen wäre, Vorbilder

echter Fürstlichkeit in der Reihe seiner Vorgänger aus seinem eigenen Stamme zu finden! —

Damit sind wir auf Friedrichs Studien der vaterländischen Geschichte gekommen, der brandenburg-preußischen und auch der deutschen, mit der ja jene innig zusammenhängt, und innerhalb dieser beiden Kreise insbesondere der beiden Fürstenhäuser Habsburg und Hohenzollern.

2.

Das Haus Habsburg.

Mit Begeisterung spricht Friedrich von dem Segen der Geschichte, namentlich der vaterländischen; dem Fürsten, sagt er, sei sie geradezu sein Brevier. Als er nach den Darstellungen der großen griechischen und römischen Autoren sinnend und forschend die Hallen des ältesten Theils der Weltgeschichte durchwandert und seinen Geist mit den erhabenen Anschauungen des Alterthums bereichert hatte, wandte er sich mit erneutem Eifer der vaterländischen Geschichte zu.

Was fand er auf heimischem Gebiet an Geschichtswerken vor? Bruchstücke, keine zusammenhängende, übersichtliche Darstellung, wenigstens, wenn etwa das siebenzig Jahre früher verfaßte Werk des Italieners Letti in Betracht gezogen wird, keine genießbare. Er selbst war berufen, auch auf diesem Gebiete, wie es von ihm nach so vielen anderen Richtungen hin geschah, Bahn zu brechen. Dies geschah, wie der Leser weiß, einige Jahre später durch seine Geschichte Brandenburgs, die erste Geschichte des hohenzollerschen Hauses und des brandenburgischen Staates, und wenn wir uns heut, da seit jener Zeit emsige Quellenforschung viel Neues zu Tage gefördert hat, vollständigerer Werke über denselben Gegenstand zu erfreuen haben, so wird immer der würdige und edle Vortrag und die Freimüthigkeit und Unbefangenheit des Urtheils des Geschichtswerkes von Friedrich zum Vorbilde dienen können. Einzelne Abschnitte, z. B. die Schilderungen der Folgen des dreißigjährigen Krieges, die Biographien des großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelms I. nennt Preuß wahrhaft klassische Meisterstücke, aus denen zugleich der hohe Sinn des fürstlichen Autors deutlich hervorleuchte.

Dem geistreichen Duhan, der seinen fürstlichen Zögling in der deutschen und in der brandenburgischen Geschichte unterrichtet hatte, gebührt das Verdienst, in ihm den geschichtlichen Sinn erregt zu haben. Das

Ergebniß des in Rheinsberg betriebenen Selbststudiums in Bezug auf Geschichtserkenntniß entsprach der erlangten Reife und der ihn erfüllenden Begeisterung für den Gegenstand. Der Erbe eines Thrones, entflammt von dem Gedanken, seinem Volke einst als ein wirklich Erster vorzustehen, hatte das nächste Interesse daran, die Regierungsthätigkeit der fürstlichen Geschlechter einer gewissenhaften Beurtheilung zu unterziehen und ihr Verhalten zu bemessen nach den Pflichten des fürstlichen Amtes. Da zogen denn an seiner Seele zunächst vorüber die alten Kaisergeschlechter von Carolus dem Großen, der die Grenzen seines Reiches ausgedehnt hatte nach Norden bis zur Eider, nach Osten bis in Ungarn und nach Süden bis in Italien und Spanien hinein, — bis zu den ersten Habsburgern, mit denen ein neuer verhängnißvoller Abschnitt der deutschen Geschichte begann. Kaisergestalten, kraftvoll und markig, aus dem sächsischen, dem fränkischen und dem hohenstaufischen Hause standen auf aus ihren Gräbern und zeigten dem fürstlichen Genossen ihre Wundenmahle, die sie empfangen hatten in den Kämpfen für des Reiches Wohlfahrt, in dem Bestreben, „allezeit Mehrer des Reiches", mindestens Erhalter desselben zu sein. Wo war sie nun geblieben „des Reiches Herrlichkeit", die sie gewahrt hatten trotz der Einfälle der Normannen, der Magyaren und der Mongolen, trotz

der Kreuzzüge und des Papstthums, diese Herrlichkeit, von der man seit grauen Jahren so viel gesungen und gesagt hatte, und um deretwillen so viele Edle freudig in den bittern Tod gegangen waren? Dichterisch drückte die Sage von Barbarossa und dem Kyffhäuser es aus, daß sie dahin sei, daß sie aber des Morgens der Auferstehung harre. Dann würde Barbarossa sein Heldenhaupt wieder erheben, dann würden seine großen blauen Augen wieder Feuer ausstrahlen, und sein Ruf Alles, was hoch und hehr gesinnt sei, um sich schaaren und für das Reich ein neuer Tag der Ehren beginnen.

Jahrhunderte gingen hin, jene Sage, der Ausdruck der Sehnsucht und der Trauer des Volkes lebte fort. Die Kaiserkrone war an das Haus Habsburg gekommen, bei dem ihr Glanz mehr und mehr erblich. Die Pflicht, Schirmherrschaft zu üben über das deutsche Reich — offenbar die erste desjenigen, dem Krone und Scepter anvertraut sind, war dem habsburgischen Kaisergeschlechte abhanden gekommen. Nicht mehr Hirten der Heerde waren — mit wenigen Ausnahmen — die Kaiser, sondern Miethlinge, die sich abwandten, wenn das deutsche Volk von dem ihm feindlichen Auslande Heimsuchungen erlitt, oder sie überlieferten um Judaslohn deutsche Gebiete an das Ausland. Galt es diesen ungetreuen Haushaltern doch in erster Linie um Erweiterung ihrer österreichischen Hausmacht. Das allein

war es, um dessenwillen sie die heiligen Insignien der Kaiserlichen Majestät ihrem Hause zu erhalten strebten. Sie arbeiteten nicht im Dienste des Reiches, nein, neben der Preisgebung bald des einen, bald des andern Gebietes, nutzten sie Gut und Blut des, durch des Himmels Gnade ihrer Obhut anvertrauten Volkes, um, wie schon bemerkt, die Grenzen ihrer Erblande zu erweitern. So kam es, daß in demselben Grade, in dem das Reich krankte und seine Grenzen einschrumpften, der österreichische Staat an Ausdehnung gewann.

Diejenigen meiner Leser, die es bisher unterließen, diese dunklen Seiten der letzten Jahrhunderte unsrer vaterländischen Geschichte einer übersichtlichen Betrachtung zu unterziehen, mögen einmal — wenn möglich, Angesichts dieser Darlegung! — eine Karte von Deutschland vor sich ausbreiten und mit leiblichen Augen Ueberschau halten über die Gebiete, die Deutschland unter den Habsburgern verlor, wie auch über die Länder, die von den Habsburgern in eben derselben Zeit für ihre Erblande gewonnen wurden!

Vom Reichsverbande lösten sich und wurden Provinzen andrer Staaten oder gestalteten sich zu selbstständigen Staaten: Burgund mit Savoyen, die gesammten Niederlande (Holland und Belgien, mit Flandern und der Franche comté), die russischen Ostseeprovinzen

(Esthland, Lievland, Kurland), die Schweiz, der Elsaß, und endlich Lothringen.

Und in derselben Zeit, in der Deutschland diese niemals zu verschmerzenden Verluste erlitt, kamen zu dem Erblande Oesterreich: Ungarn, Siebenbürgen und Dalmatien, Kroatien und Galizien, Venetien und die Lombardei.

Und das nicht allein: Die Habsburger brachten einen der schwersten Kriege, von denen jemals Völker heimgesucht wurden, über Deutschland — den dreißigjährigen Krieg. Und auch dies thaten sie einzig und allein zu dem Zwecke, ihre Hausmacht zu befestigen. Darum verbanden sie sich mit Rom, darum suchten sie die reformatorische Bewegung, diesen großartigen Verjüngungsproceß der deutschen Nation, in Blut und Feuer zu ersticken. Ihr Werk gelang ihnen zwar nicht, aber über die Maßen groß waren die Opfer, die der protestantische Theil des Volkes bringen mußte, um sich die Freiheit des Glaubens und damit die Möglichkeit der eigenartigen Entwicklung zu erringen, und eine der unseligen Folgen des Krieges war die, daß Deutschland, das bei Beginn des Krieges in der Kultur bereits weit vorgeschritten war, gegen die Nachbarvölker in derselben auf ein Jahrhundert zurückkam. —

Wahrlich, überschwer sind die Sünden, die das Haus Habsburg um Deutschland verschuldet hat.

O du Kaiserhaus in Wien, erfahren in allen jesuitischen Künsten, mit deren Uebung du dich eifrig beschäftigt hast, weil du dich gezwungen fühltest, die unlauteren Wege deiner Politik zu verdecken, wüßtest du, welche Gedanken unter der hohen Stirn des Jüngling-Mannes mit dem blauen strahlenden Augen, der im anmuthigen Schlosse am schönen Rheinsberger See in stillen Stunden deiner Geschichte nachforscht, sich zu regen beginnen! Urtheilssprüche sind es, Pläne, Anfänge eines über dich hereinbrechenden Gerichts, vor dem schließlich kein noch so fein gesponnener jesuitischer Trug dich schützen wird! — Was in Rheinsberg erdacht ward — bald sollte es die Welt erschüttern. —

3.

Das Haus Hohenzollern.

Aber auch seinem fürstlichen Hause gegenüber trat Friedrich als der Wahrheit nachstrebender Forscher und Beurtheiler auf. Seine Geschichte Brandenburgs enthielt tadelnde Urtheile über einige Glieder seines Stammes, die fast zu herbe erscheinen.

Zunächst richteten sich seine Blicke auf die älteste Zeit Brandenburgs. Die Mark Brandenburg ist von alten Zeiten her ein geschichtlich geweihter Boden. Sie ward in grauer Vorzeit bewohnt von dem edelsten Stamm der Sueven, von den Semnonen. Hier befand sich das Bundesheiligthum des ganzen Sueven-Stammes, hier später, als während der Völkerwanderung die Sueven das Land verlassen hatten, das der Slaven. In den darauf Jahrhunderte lang andauernden und überaus erbitterten Kämpfen zwischen den christlichen Deutschen und heidnischen Slaven wurde, fast buchstäblich, jede Scholle Landes mit Blut getränkt. Und auf beiden Seiten stritt man für hohe Güter: hier für Christenthum und Deutschthum, dort für heimische Sitten und Glauben der Väter. Endlich faßten Christenthum und Deutschthum festen Fuß in der Mark unter Albrecht, der seiner Stärke wegen der Bär, seiner Wohlgestalt wegen auch der Schöne genannt ward. Zu diesem Ziele gelangte Albrecht vornehmlich durch zwei Mittel: Er rief den Orden der Cisterciensermönche, zu jener Zeit einer der reinsten Ausstrahlungen christlichen Lebens, und deutsche Ansiedler vom Rhein her ins Land. In gleichem Geiste wirkten seine Nachfolger. Das edle Geschlecht der Anhaltiner aber erlosch nach einem Zeitraume von zweihundert Jahren.

Danach kam für Brandenburg ein Jahrhundert des

Verfalls. Das Land wurde von den Nachbarn um Gebietstheile beraubt, im Innern sproß aus dem Boden der Gesetzlosigkeit das Raubritterthum empor. Die Mark war endlich so heruntergekommen, daß, wie die alte Magdeburger Chronik sagt, „sie Niemand hat haben mögen." Nicht der schlechteste Winkel Polens ist, was Gesetzlichkeit, Sitte, Handel und Wandel und Vermögensumstände betrifft, heut so elend, als es damals die Mark war. Nur die Wegelagerei war im Flor, ein trotziger, durch Besitz von starken Burgen und Schlössern mächtig gewordener Raubadel spottete jedes Versuches, Gesetz und Ordnung wieder heimisch zu machen im Lande.

Da kam eines Tages, begleitet von einer Zahl stattlicher, fränkischer Ritter, auf schnaubendem Streithengst ein fürstlicher Herr aus dem Süden Deutschlands ins Land — es war der Burggraf Friedrich von Nürnberg. Das Gegentheil von dem Adel der Mark, war er ein Bild echter Ritterlichkeit, tapfer, gelehrt und von edlen Sitten. Kaiser Sigismund hatte ihm die Mark nicht geschenkt, wie es lange Zeit irrthümlicher Weise geheißen hat, sondern für besondere ihm und dem Reiche geleisteten Dienste verliehen. Der Raubadel verspottete ihn als „Nürnberger Tand", allein Friedrich trieb die Stegreifritter zu Paaren, zerstörte ihre Burgen und richtete, zur Freude und Wonne des Bürgers

und des Landmanns, Gesetz und Sitte wieder auf im Lande.

So hatte sich der erste Hohenzoller in Brandenburg eingeführt, und dieser Vorgang war ein glückverkündendes Zeichen für die Zukunft. Wer konnte jedoch damals ahnen, was aus der Mark werden sollte? Gerade fünftehalb Jahrhunderte sind es her, daß ein Zweig des edlen Hohenzollernstammes, dessen Wiege nahe der Wiege der Hohenstaufen stand, sich einsenkte in das märkische Land. Zunächst treten elf Fürsten aus diesem Geschlecht auf, die den Kurhut tragen, der letzte dieser Reihe ist der große Kurfürst. Sie waren selbstverständlich einander an Herrscherkraft und Sinnesart nicht gleich, die Specialgeschichte hat neben hellstrahlenden Lichtseiten auch von Schattenseiten zu berichten; Alles in Allem gerechnet kann aber jeder redlich Urtheilende, zumal wenn er nicht mit einem absoluten Maße fürstlicher Vollkommenheit misset, sondern auf dem Boden vergleichender Geschichtsforschung bleibt, demnach diese Reihe von Fürsten gleichzählenden Reihen aus andern fürstlichen Geschlechtern gegenüberstellt, folgendem Urtheile Carlyle's vollständig beistimmen:

„Eine wirthschaftliche, standhafte, emsige, hellblickende, beherzte Reihe von Männern. Dabei biederen Charakters und selbst gerecht und fromm zu nennen, bisweilen in

einem namhaften Grade. Nicht schlaglustig, wo das Schlagen vermeidlich war, jedoch schlagfertig, wo es sich nicht vermeiden ließ, fürstliche Leute in ihrer Art, mit hoher, nicht prahlhafter Gesinnung."

Der Elfte der Hohenzollern in der Mark war, wie bemerkt, der große Kurfürst, ein Fürstenbild hehrster Art, in dem sich all das Tüchtige, das in seinen Vorgängern vereinzelt aufgetreten war, vereinigte. Er hat in Wahrheit die Königskrone erworben, die sein Nachfolger (Friedrich I.) empfing.

In einem Satze, den der große Kurfürst einst seinen jungen Söhnen dictirte, offenbarte sich der innerste Sinn seines Strebens und Wirkens. Er lautet: „Ich werde meine Regierung so führen, daß ich weiß, sie ist nicht meine Privatangelegenheit, sondern die Sache meines Volkes."

Das ists, was nicht nur die Regierung des großen Kurfürsten, sondern was den Hohenzollernstamm im Ganzen und Großen auszeichnete von andern Fürstengeschlechtern.

Daß die Hohenzollern — und gerade die bedeutendsten unter ihnen in kräftiger Weise — als absolute Herren auftraten, irrt manchen in der Geschichte der Vergangenheit minder Bewanderten. Das Wort des französischen Tyrannen Ludwig des Vierzehnten: „Der Staat bin ich!" hätte auch der große Kurfürst aus-

sprechen können; aber in seinem Munde hätte es einen ganz andern Sinn gehabt, als bei Ludwig. Bei Ludwig bedeutete das Wort: Das Volk ist um meinetwillen, d. h. um meines Wohlbefindens willen da! — Im Munde des großen Kurfürsten hätte der Ausspruch den Sinn gehabt: Ich bin da, um die Wohlfahrt meines Volkes zu fördern; ich bin mit dem Staate in dem Grade Eins, daß mein Glück bedingt ist durch des Volkes Glück, daß ich all mein Denken, Streben und Handeln nicht persönlichen, sondern Staatszwecken unterordne! — Denn wahrlich, er sowohl wie die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger faßten ihr fürstliches Amt nicht als ein Recht, sondern als eine Pflicht auf. Aber seine Haltung gegen die Stände! Zerriß er ihre Rechte nicht gleich Spinngeweben? — Bedenken, die bei Erwähnung dieser Angelegenheit aufsteigen, lassen sich durch wenige Worte beseitigen. Die Stände, wie der große Kurfürst sie vorfand, hatten selbstischen Sinnes nur ihr Wohl im Auge, und doch gab es außerhalb derselben auch noch ein Heer von Menschen im Staate, für die ein Vater des Volkes zu sorgen sich berufen fühlen mußte. Freilich verging noch eine geraume Zeit bis zum Eintritte wesentlicher Verbesserungen der Verhältnisse der großen Mehrzahl des Volkes. Aber sollte die Möglichkeit ihres Eintritts geschaffen werden, so mußte doch außerhalb der Ständerechte eine Macht sich

aufthun, aus der für die so lange Zeit fast rechtlos gelassenen Staatsangehörigen eine gerechtere Gesetzgebung hervorgehen konnte, und dies war eben die erhöhte fürstliche Macht. Wie der Absolutismus in Preußen dem Bürger und Bauer zu Gute gekommen ist, erkennt der auf einem Blick, der unsre Zustände z. B. mit denen Mecklenburgs vergleicht, wo durch Schonung der Ständerechte das Land der Entvölkerung, Verarmung und Entsittlichung entgegen geführt worden ist. In Preußen nahm die absolute Gewalt die Stelle der Volksvertretung bis zu der Zeit ein, in der eine wirkliche Volksvertretung zur Möglichkeit wurde.

Man kann sich denken, welch' eine Wirkung die Betrachtung des Lebens des großen Kurfürsten auf den hochgesinnten Kronprinzen Friedrich hervorbringen mußte! — Und mußte danach nicht seines Vaters Landesverwaltung ihm um so mehr Bewunderung und Anerkennung abnöthigen? Sein Vater trieb das Volk — und vielfach nicht ohne Härte — zur Arbeit an; aber schonte er sich denn? Auch er hätte am Schlusse seiner Tage sagen können: Wenn mein Leben köstlich war, so war es Mühe und Arbeit. — Und war es ihm etwa um Wohlleben zu thun? Wahrlich, nein! Er lebte wie ein einfacher Bürger, verachtend Prunk und Schwelgerei. Auch seine Thätigkeit galt unausgesetzt der Wohlfahrt des Ganzen. Daher konnte Friedrich

auch später mit Recht von ihm sagen: „Wie der Schatten der Eiche, die uns deckt, in der Eichel liegt, aus der sie hervorgewachsen ist: so muß die ganze Welt eingestehen, daß in dem arbeitsamen Leben dieses Fürsten und in seinen klugen Maßregeln der glückliche Zustand zu suchen sei, in welchem das Königliche Haus nach seinem Tode sich befand."

In dem Vorgeführten liegt ein neues Unterscheidungsmerkmal des Hohenzollernstammes von anderen Fürstengeschlechtern, namentlich auch von den Habsburgern. Die Hohenzollern bemächtigten sich der Ständerechte, nicht um als alleinige Inhaber der Gewalt den Druck auf das ganze Volk auszuüben, sondern um die seit Jahrhunderten vernachlässigten unteren Klassen menschlicheren Zuständen zuzuführen, ihre ursprünglichen Rechte zur gesetzlichen Anerkennung zu bringen und sie durch eine fortgesetzt verbesserte Schulbildung zu befähigen, von den erlangten Rechten für sich und für das ganze Volksleben einen heilsamen Gebrauch zu machen. Dies geschah, während man in Oesterreich den Stein der Staatsweisheit in der Annahme gefunden zu haben wähnte: ein in Geistesfinsterniß gehaltenes Volk lasse sich am leichtesten regieren! —

Aber noch vornehmlich nach zwei andern Richtungen hin zeigte sich deutlich der Gegensatz zwischen der Re-

gierungsweise der Hohenzollern und der der Habsburger.

Der Hohenzollernstamm wurde ein Hort der Glaubensfreiheit und er nahm den Kampf der von den Habsburgern vernachlässigten deutschen Sache auf.

Schon Sigismund, der Großvater des großen Kurfürsten, hatte die Glaubensfreiheit in Brandenburg proclamirt, hatte es in seinem denkwürdigen Edict vom 24. Februar 1614 als eine Sünde wider Vernunft und Gewissen bezeichnet, „Jemanden um seines Glaubens willen zu verdammen und zu verketzern und sich überhaupt das Richtamt in göttlichen Dingen anzumaßen.“ Und als es zum Abschluß des westphälischen Friedens kam, da war es der große Kurfürst, der für die Sache der Glaubensfreiheit bewußtvoll und siegreich eintrat. Was möchte wohl aus der evangelischen Sache geworden sein, wenn er nicht gewesen wäre! Mit dem Schwerte, das hatten die Feinde des Protestantismus erkannt, sei derselbe nicht auszurotten. Da hatten denn die Jesuiten der Kaiserburg zu Wien einen neuen Plan entworfen, ihn tödtlich zu treffen. Man erkenne — so lautete ihr Rath — die Lutheraner an, nicht die Reformirten! In der reformirten Confession ruhe das Leben, die bewegende Kraft des Protestantismus, seine Entwicklungsfähigkeit; das Lutherthum dagegen sei die Erstarrung der evangelischen Lehre.

Die lutherische Kirche falle zuletzt in den Schooß der katholischen von selbst zurück. — Einzig dem kraftvollen Auftreten des Kurfürsten ist es zu danken, daß der schlau ausgesonnene Plan der Römlinge vollständig scheiterte, demnach auch den Reformirten Duldung und Gewissensfreiheit verbürgt ward. Unausgesetzt war nun auf fast ein halbes Jahrhundert der große Kurfürst der wachsame Schützer und Vorkämpfer der Protestanten, gegenüber dem Habsburgischen Kaiserhause, das seine Pläne nicht aufgegeben, sondern nur vertagt hatte.

So ward der kräftig aufblühende brandenburgische Staat ein Bollwerk für den deutschen Protestantismus und zugleich eine Zufluchtsstätte für die Gewissensfreiheit. Welcher Denkende vermöchte es, dies gering anzuschlagen? Entfaltet sich oder sinkt doch mit der religiösen Freiheit jede andre Freiheit im Volke, und sichert doch ihr Bestehen die Entfaltung aller andern Kräfte und die damit zusammenhängende Erringung äußerer Güter und äußerer Geltung.

Der deutschen Sache nahm sich der große Kurfürst in eben so hingebender Weise an. Eine Zahl deutscher Fürsten schloß im Jahre 1658 einen Sonderbund — den ersten Rheinbund! — mit Frankreich. Den großen Kurfürsten hätte Frankreich am liebsten für dieses Bündniß gewonnen, er aber wies alle ihm gemachten Anerbietungen ab und warnte die übrigen Fürsten auf

das Nachdrücklichste vor dem von ihnen geschlossenen Bündniß. Auch an das deutsche Volk wandte er sich in einer Ansprache und rief ihm zu:

„Ehrlicher Deutscher, dein edles Vaterland ward leider bei den letzten Kriegen unter dem Vorwande der Religion und der Freiheit gar zu jämmerlich zugerichtet. Wir haben unser Blut, unsere Ehre und unsere Namen dahingegeben und nichts damit ausgerichtet, als daß wir uns zu Dienstknechten, fremde Nationen berühmt, uns des uralten hohen Namens fast verlustig und diejenigen, die wir vorhin kaum kannten, damit herrlich gemacht haben. Was sind Rhein, Weser, Elbe, Oderstrom nunmehr anders als fremder Nationen Gefangene? Was ist Deine Freiheit und Religion, als daß Feinde damit spielen? So gedenke ein jeder, was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun habe, um sich gegen sein eigen Blut und gegen sein vor allen Nationen dieser Welt berühmtes Vaterland nicht zu vergreifen. Adieu! Gedenke, daß du ein Deutscher bist!"

Was half dem wahrhaft deutschgesinnten Fürsten sein Mühen und Kämpfen gegen Frankreich? Verlassen von Kaiser und Reich mußte er, nachdem er Frankreich rühmlich widerstanden und die Schweden aus der Mark Brandenburg und dem Herzogthum Preußen hinausgeschlagen hatte, die für Brandenburg und das Reich gewonnenen Vortheile wieder aufgeben.

Dieselbe deutsche Gesinnung kennzeichnete die Regierung seiner Nachfolger, der beiden ersten preußischen Könige. Dabei waren diese drei Fürsten, wie ihre Vorgänger, gut kaiserlich gesinnt, in so fern sie stets sich bereit zeigten, so oft der Kaiser für des Reiches Bestand Krieg zu führen Miene machte, ihn kräftig zu unterstützen. Nur bisweilen war ein aus dem Munde des einen oder des andern dieser Fürsten gegen das Kaiserhaus berechtigtes Grollwort emporgebrochen.

Wäre Friedrich auch der Sproß eines andern Geschlechts gewesen, ein so hellblickender und wahrhafter Geist, wie er es war, würde doch bei einem Vergleich der Habsburger und der Hohenzollern jene eben so tief wie diese hoch gestellt und zugleich die Ueberzeugung gewonnen haben, wie es in der Kaiserburg zu Wien seit langer Zeit instinktmäßig erkannt werde, daß in Brandenburg sich das nationale Leben zu verjüngen beginne, und der Hohenzollernstamm, wenn er nicht mit Gewalt und List niedergehalten werde, dem Kaiserhause gefährlich werden müsse. Nun aber rollte Hohenzollernblut in Friedrichs Adern, und er empfand daher die seinen Vorgängern angethanen Kränkungen, als ob sie ihm widerfahren wären. Aus alter Zeit schon lag ein Trug Oestreichs vor. Brandenburg war der berechtigte Erbe einiger schlesischen Herzogthümer, Oestreich jedoch hatte sich beharrlich geweigert, sie von Brandenburg in Besitz nehmen zu

lassen. In Schmerz und Bitterkeit war vom großen Kurfürsten, nachdem Oesterreich ihn um die Früchte seiner Kämpfe gegen Frankreich und Schweden gebracht hatte, das prophetische Wort ausgerufen worden: Ein Rächer wird aus meiner Asche erstehen! — Friedrich der Erste hatte, als ihn sein schlesisches Besitzthum auf so unredliche Weise entzogen ward, geäußert: „Giebt es Gott und die Zeit nicht anders, als jetzt, so müssen wir zufrieden sein; schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen, was sie desfalls dereinst zu thun und zu lassen haben mögen!" — Und mit welchem Trug war von Oesterreich vielfach, in letzterer Zeit namentlich noch in Betreff der jülichschen Erbfolge, gegen Friedrich Wilhelm I. dem Vater Friedrichs, gehandelt worden! Hatte doch auch er endlich, auf Friedrich zeigend, im bittersten Unmuth den Ausruf gethan: „Da steht Einer, der mich rächen wird!"

Auf Friedrich war die Erbschaft jener Aussprüche gekommen; er war gewillt, ihnen gemäß zu verfahren. —

Es fielen für Friedrich zusammen: die Sühne für die seinem fürstlichen Geschlechte angethane Schmach und Rechtsverkürzung, Sühne für den an Deutschland verübten Verrath und Kampf für die Güter des Geistes, ohne deren Erringung und Aufrechthaltung ein Volk

dem geistigen, sittlichen und materiellen Verderben unrettbar entgegen eilt.

Leser, möchtest du wohnen innerhalb oder außerhalb der Grenzen Preußens, ich fordre dich auf, indem ich mich zugleich an deinen Gerechtigkeitssinn wende: urtheile über die beiden vorgeführten Fürstenhäuser und über deren Bedeutung für Deutschlands Geschicke! Ziehe auch, indem du dabei wieder einen Blick auf die Karte von Deutschland wirfst, noch Folgendes in Betracht:

Von der Zeit Albrechts des Bären an beginnt mit Glück die Germanisirung der Slaven; das Deutschthum dem Nordosten zuzutragen, war die Aufgabe Brandenburgs. Aus einer Grenzmark, die Deutschland gegen das Eindringen des Slaventhums schützen sollte, war eine Missionsstätte deutschen Lebens geworden. Die Hohenzollern nahmen das Werk, nachdem es ein Jahrhundert lang geruht hatte, wieder auf und führten es ohne Unterbrechung fort. Auf einzelnen östlichen Landgebieten war ihnen durch den Orden der Deutschritter kräftig vorgearbeitet worden; mit dem Verfall des Ordens aber waren die dem Deutschthum gewonnenen Lande unter die Oberherrschaft Polens gekommen. Schon des großen Kurfürsten Vorgänger erwarben sich indeß Rechtstitel auf das im Osten für Deutschland gewonnene Gebiet (das Herzogthum Preußen);

der große Kurfürst befreite es endlich gänzlich von dem Bann der polnischen, also slavischen Oberherrschaft, fügte es dem werdenden preußischen Staate ein und gewann es somit erst in Wahrheit für Deutschland. Somit haben die Hohenzollern die Kulturaufgabe der Mark Brandenburg, das Deutschthum in nordöstlicher Richtung zu verbreiten und zu befestigen, in großartiger Weise gelöst. Unter den hohenstaufischen Kaisern noch war die Elbe östliche Grenze des deutschen Reiches: schon unter dem großen Kurfürsten reichte die Grenze desselben bis über den Niemen hinaus und unter Friedrich Wilhelm I. wurde das frühere Herzogthum Preußen, um seine Germanisirung zu vollenden, mit Tausenden von deutschen Ansiedlern (den um ihres Glaubens willen vertriebenen Salzburgern) besetzt.

Und nun, Leser, wirf noch einen Blick auf Oesterreich und gehe ebenfalls von der Zeit aus, in der an der Donau die östliche Mark (die Ostmark, das spätere Oesterreich) gegründet wurde. Entsprechend der Aufgabe der Nordmark, war es die Aufgabe der Ostmark, die deutsche Kultur nach dem Osten und dem Süden zu verbreiten.

Wurde diese Aufgabe gelöst? So gut wie nicht, und zwar geschah gerade am wenigsten unter den Habsburgern. Sie machten sich freilich, wie schon erwähnt wurde, weite Gebiete im Osten und im Süden unter-

thänig, gewannen dieselben aber nicht für das Deutschthum, im Gegentheil, sie machten durch ihre Tyrannei in den eroberten Gebieten den deutschen Namen zu einem Schimpf- und Fluchworte!

Nun, Leser, sprich dein Urtheil! —

4.

Der große König.

Um die Mitternachtzeit vor dem verhängnißvollen Tage, an dem Luther für die Wahrheit mit Leib und Leben eintreten sollte vor Kaiser und Reich, vernahm man aus seinem Gemach, nachdem die besorgten Freunde ihn verlassen hatten, noch längere Zeit den Ton seiner Laute. Musik und Dichtkunst begleiteten ihn auf seiner Bahn: sie waren die Engel, die ihn stützten, so oft für ihn die Gefahr eintrat, unter den unerhörten Anstrengungen, die zu tragen das Geschick ihm auferlegt hatte, zusammenzubrechen.

Musik und Dichtkunst waren es auch, die den großen König begleiteten auf seiner rauhen Bahn. Und wenn er unter den Forderungen, die das harte

Leben an ihn stellte, sich ihrer meinte entwinden zu müssen, immer wieder ergriffen ihn jene himmlische Gewalten, ihm zum Heil und der guten Sache zum Heil, der er sein Leben geweiht hatte.

Bezeichnend für seine Sinnesweise in der Zeit kurz nach seiner Thronbesteigung ist folgende Stelle aus einer seiner Gedichte:

„Ade, ihr Verse, du, der Flöte Klang,
Ade, ihr Freunde all', Voltaire und dein Gesang.
Ich trage jetzt die schwere Last der Krone,
Treu leb ich meiner Pflicht und meinem Throne."

Friedrich trat mit einem Ernste sein Königliches Amt an, wie er erhabener nicht gedacht werden kann. Die Denkmünze, die er zu seiner Huldigung hatte schlagen lassen, enthält die Bezeichnung dessen, was zu erringen er aus ganzem Gemüthe und aus allen seinen Kräften erstrebte: „Das Glück des Volkes." Seine religiösen Ansichten, so weit sie bisweilen bei ihm in Worten kundbar wurden, machen heut noch Viele stutzig und unter ihnen auch gutdenkende Leute. Freilich, wer den höchsten Ausdruck religiösen Lebens ausschließlich in einem Wortbekenntniß sucht, der findet leicht Anlaß, des Königs Religiösität anzuzweifeln, wer dagegen zu der Ueberzeugung herangereift ist, daß in dem ganzen Sein und Wesen eines Menschen, wozu doch auch seine Handlungen gehören, der wahrhafte Aus-

druck seines Glaubens und Bekenntnisses sich offenbare, der wird auch die religiöse Seite des Characters Friedrichs zu würdigen wissen.

Welcher Art die Gedanken und Empfindungen waren, die den zum Throne gelangten Fürsten im Hinblick auf Oesterreich erfüllten, möge sich der Leser, der mir in den vorangegangenen Abschnitten mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, nun selbst sagen. Kurzsichtige bemäkeln den „Rechtsgrund" seines Angriffs auf den Kaiserstaat. Sie sagen, Preußens Erbrecht auf die schlesischen Fürstenthümer sei zweifelhafter Natur gewesen.

Die sich daran halten, blicken nur die Außenseite, die Oberfläche dessen an, was vorlag. In Oesterreich und Preußen hatten sich bereits Gegensätze herausgebildet, deren Zusammenstoß unvermeidlich war. Von dem großen Kurfürsten war einmal das Wort ausgerufen worden: Der Protestantismus muß einen Leib haben! — Er meinte damit einen Staat, der ihn schütze. Dies hatte sich in Preußen in fortgesetzt kräftigerer Weise vollzogen, und gerade dies war es, was dem jungen protestantischen Staat Preußen dem Kaiserhofe so verhaßt machte. Das Kaiserhaus dachte im Hinblick auf Preußen etwa wie Shakespeare's König Johann, als dieser zu Hubert, hinweisend auf den berechtigten Erben des Thrones, sagte:

„Er ist 'ne rechte Schlang' in meinem Weg.
Und wo mein Fuß nur irgend niedertritt,
Da liegt er vor mir." —

Was Friedrich Wilhelm I. geahnt, wofür er — von äußerlichen Menschen freilich gänzlich verkannt — instinctmäßig gewirkt hatte, indem der Staat von ihm in einem hohen Grade kriegsbereit gemacht worden war, — sahe Friedrich; der Funken seines Genies erhellte ihm die Situation zu vollkommenster Klarheit.

Sein Entschluß war gefaßt; er war gewillt, die erste sich darbietende Gelegenheit zu benutzen, seinen Degen auf das Herz des Todfeindes der berechtigen Entwicklung deutschen Lebens zu zücken.

Der Zufall war ihm günstig, oder sagen wir, gemäß unsrer Ueberzeugung, die Vorsehung war es, die ihm den Weg bereitete, den er zu gehen hatte.

Kaiser Karl VI. starb und hinterließ keinen männlichen Thronerben; seine Tochter, Maria Theresia, war nach deutschen Recht nicht berechtigt zur Thronfolge.

Zwar hatte der Kaiser — längere Zeit vor seinem Tode schon — Schritte gethan, um jenes Gesetz zu Gunsten seiner Tochter außer Kraft zu setzen. Es war, für den Fall des weiteren Ausbleibens männlicher Nachkommen, in einem Hausgesetze (pragmatische Sanction genannt) der weiblichen Nachkommenschaft des Kaisers das Erbrecht der Krone zugesprochen worden.

Diese pragmatische Sanction konnte jedoch erst durch Anerkennung der europäischen Hauptmächte Geltung gewinnen. Dies hoffte man in geschickt geführten Verhandlungen zu Stande zu bringen. Friedrich Wilhelm I. erkannte das Hausgesetz an, nachdem man ihm zugesagt hatte, einen Erbstreit (es bezog sich derselbe auf Jülich-Cleve) zu seinen Gunsten zu lösen. Und doch hatte Karl VI. bereits in eben derselben Erbschaftssache dem Gegenpart Friedrich Wilhelms dieselbe Zusicherung der Unterstützung gemacht! — Preußen ging auch wirklich später in dieser Sache leer aus. —

Characteristisch nach einer andern Seite hin ist auch das Verhalten Oesterreichs in derselben Angelegenheit Frankreich gegenüber. Zum spätern Gemahl Maria Theresia's und zum künftigen Kaiser hatte man den Herzog Franz Stephan von Lothringen ersehen, der sich auch seit früher Jugend in Wien aufhielt. Nun wurde in einem geheimen Vertrage Lothringen dem Könige von Frankreich zugesagt, wofür Oesterreich ein Zweifaches erlangte. Erstens wurde dem Herzoge Franz Stephan für die Hingabe deutschen Gebietes das italienische Herzogthum Toscana zugesprochen, zweitens erfolgte von Seiten Frankreichs die Anerkennung der progmatischen Sanction.

Wer kann nun noch dem Könige Friedrich einen Vorwurf daraus machen, daß er weder der Maria

Theresia noch ihrem Gemahle das Kaiserrecht zuerkennen wollte? Wer kann ferner ihn nun noch einen Empörer gegen Kaiser und Reich nennen?

Heitern Sinnes bestieg Friedrich das Schlachtenroß, entsprechend dem alten germanischen Spruche:

„Frisch und freudig
Sei der Freien Sohn
Und kühn im Kampf!"

Alle Welt war erstaunt über die Kunde von seinem Einrücken in Schlesien und die Forderungen, die er — nicht an die Kaiserin Maria Theresia, sondern an die Königin von Ungarn Maria Theresia stellte. Hatte doch Preußen damals nur etwa den zehnten Theil seiner heutigen Einwohnerzahl! Man prophezeihete dem Verwegenen einen jähen Untergang. Aber bald ward mit Staunen erkannt, daß Friedrich an Heldenhaftigkeit noch seinen berühmten Ahnen, den großen Kurfürsten, überstrahle. Oesterreich machte die heftigsten Anstrengungen, um von sich die Schmach, dem kleinen Brandenburg zu unterliegen, abzuwenden. Vergebens! Man mußte sich endlich dazu entschließen, dem siegreichen Preußenkönig die beanspruchten Gebiete und — als Kriegsentschädigung — mehr noch als diese zuzusprechen. So war Schlesien an Preußen gekommen, wogegen sich Friedrich hatte entschließen müssen, den Lothringer Franz I. als Kaiser anzuerkennen.

Aber das, was mit zwei Feldzügen Friedrich sich und seinem Volke an Anerkennung kriegerischer Tüchtigkeit gewonnen hatte, sollte nur eine Vorstufe dessen sein, was ihm überhaupt zu erringen beschieden war. Maria Theresia bereitete sich aufs Neue zu einem Kriege gegen Friedrich vor. Die Wunde, die ihrem Ehrgeize dadurch geschlagen war, daß Friedrich ihr Schlesien genommen hatte, war im Laufe von zehn Jahren noch nicht vernarbt; sie braunte vielmehr in dem Maße heftiger, in welchem der Wohlstand in Schlesien unter der weisen Verwaltung Friedrichs aufblühete.

Aber man hatte das Helden-Genie des Preußenkönigs kennen gelernt; man war gezwungen, es sich zu sagen, daß man allein gegen ihn Nichts vermöge, ja man beschloß, den vernichtenden Schlag gegen ihn erst zu führen, wenn man an Bundesgenossenschaft so stark sein werde, daß ein Fehlschlagen als eine absolute Unmöglichkeit anzusehen sei.

In aller Heimlichkeit geschahen von Seiten Oesterreichs alsbald die nöthigen Schritte, und es wurden nach und nach für ein Bündniß gegen Friedrich durch Ueberredung, Verleumdung und Anrufung des Eigennutzes gewonnen: Rußland, Frankreich, Schweden und der größte Theil der deutschen Staaten, Sachsen mit seinem Brühl an der Spitze. Rechnet man noch Oesterreich hinzu, so kann man sagen: der größere Theil Europas

trat gegen Friedrich in Waffen, oder, wenn man die Einwohnerzahl in Betracht zieht: es handelte sich um einen Kampf von etwa 100 Millionen gegen noch nicht 5 Millionen! Wo in der Welt ist jemals ein ähnliches Bündniß geschlossen worden? — Alles war geheim gehalten, mit Siegesgewißheit schauete man in die Zukunft, Brühl in Dresden (das Urbild des späteren Ministers Beust) war trunken vor Freude und schrieb an Maria Theresia, sein Herr könne nicht ruhig schlafen, ehe nicht Schlesien wieder unter den Flügeln des Kaiserlichen Doppeladlers ruhe und Friedrich zum Markgrafen von Brandenburg herabgedrückt sei. Auch wurde — damit es später unter den Siegern nicht Streit gäbe! — die Beute vorher schon vertheilt: Schlesien mit Glatz fiel an Oesterreich, Ostpreußen an Polen (dafür Kurland an Rußland), Magdeburg an Sachsen, Pommern an Schweden.

War dies nicht den Traditionen des Kaiserhauses entsprechend? Deutsche Gebiete dem Auslande überantworten, um mit Hülfe desselben seine Hausmacht zu vergrößern und das nationale Leben zu zertreten! —

Welche Gefahr das Kaiserhaus mit seinem Plane wieder über Deutschland beschwor, liegt offenkundig vor Augen. O du Preußenaar, der du dich hellen Blickes so hoch schon geschwungen hast, der Doppeladler hat Feinde gegen dich aufgerufen in Nord und Süd, in

Ost und West; du sollst herunter; bereite dich vor zum Kampf auf Leben und Tod!

Im „alten Mähren“ wird uns erzählt von „Helden, die unverzagten Sinnes unerhörte Mühsal erduldeten.“ In Friedrich war ein echter Nachkomme jener Helden auferstanden. Von welchem Geiste er beseelt war, als er in den Krieg zog, zeigt ein von ihm dem Minister Finkenstein übergebener Erlaß, in welchem es u. A. heißt: „Wenn ich das Unglück haben sollte, vom Feinde gefangen zu werden, verbiete ich, daß man auf meine Person die geringste Rücksicht nehme, oder daß man am Allerwenigsten auf das achte, was ich etwa aus der Gefangenschaft schreibe. Wenn mir ein solches Unglück begegnet, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen, so wie die Minister und Generale, ich mit ihrem Kopfe dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz, noch Lösegeld anbiete, daß man vielmehr den Krieg fortsetze und alle Vortheile benutze, ganz so, als hätte ich niemals in der Welt existirt.“

Wir versagen es uns, diesem Worte irgend etwas hinzuzufügen.

Auch diesmal kam der König seinen Feinden im Angriffe zuvor. Ueber Sachsens Betheiligung an der europäischen Verschwörung gegen ihn hatte er sichere

Kunde empfangen. Darum brach er zunächst in Sachsen ein und nahm das ganze sächsische Heer gefangen. Damit begann der dritte schlesische oder der siebenjährige Krieg. Alsbald erschien eine kaiserliche Mahnschrift, die ihn aufforderte: „von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen". Friedrich bemächtigte sich des sächsischen Archivs in Dresden und ließ die Schriftstücke, aus denen hervorging, auf welcher Seite der „Frevel" lag, durch den Druck veröffentlichen.

Wir können den großen König auf der Heldenbahn, die er betreten hatte, nicht folgen; es würde dies über Zweck und Ziel dieser Schrift hinausgehen. Behauptet kann mit vollem Grunde werden, daß weder die Geschichte Roms, noch die Griechenlands ein kriegerisches Heldenleben aufzuweisen hat, das über das Friedrichs gestellt zu werden verdient. Thaten wurden von ihm vollbracht, die noch spätgeborene Geschlechter mit höchster Bewunderung erfüllen werden. Freilich kamen auch Stunden und Tage über ihn, in denen es ihm schien, als sei nun der letzte Rettungsanker für ihn verloren gegangen, in denen seine Freunde für sein Leben zitterten, die es wußten, daß er ein schnell tödtendes Gift bei sich trug, und die die Aeußerung von ihm vernommen hatten, den Sturz seines Vaterlandes, wenn dieses Unglück über dasselbe herreinbrechen sollte, nicht

überleben zu wollen. In einem seiner Gedichte nimmt er Abschied vom Leben. Doch die Dichtkunst rettete ihn aus der Umnachtung; „sie war das Gegengift, das er bei sich trug." Bald nach dieser seiner trübsten Zeit sandte er einem Freunde ein Gedicht, in dem es heißt:

„Ich aber, Freund, berufen auf den Thron,
Ich, welchem Sturm und Ungewitter droh'n,
Muß eines Helden Ruhm erwerben.
Muß retten mich und Volk und Staat,
Muß in der Schlacht und im geheimen Rath
Als König denken, leben, sterben!"

Die Fähigkeit, sich jederzeit bald wieder emporzukämpfen aus den verzweifelten Lagen entsprechenden trüben Stimmungen und zumeist in heitrer Klarheit Ueberschau zu halten über das, was sich ihm als zu lösende Aufgabe entgegenstellte, war überhaupt ein hervorstechender Characterzug seines Wesen. Und mitten im Kriege forderte er nicht nur aus der Heimath in ununterbrochener Folge die genauesten Berichte über Ausführung von Maßregeln ein, die sich auf Werke des Friedens bezogen, und ließ den Verwaltungsbehörden neue entsprechende Verordnungen zugehen, sondern er beschäftigte sich auch auf den Märschen und in den Lagern vielfach mit seinen Lieblingsgegenständen, der Geschichte und Philosophie.

Erschütternd ist die in diesem Kriege von Friedrich

gedichtete „Ode an die Deutschen",*) in der er „den Söhnen der gemeinsamen Mutter" es als eine Schmach vorhält, fremde Söldner zum Morde in das Herz der Heimath herbeigerufen zu haben, um gemeinsam mit ihnen Preußen niederzuwerfen. In derselben heißt es:

„Ihr trätet gern Borussia in den Staub,
Frankreich und Schweden muß euch Hülfe senden,
Dem rohen Russen bietet ihr's zu Raub;
Ihr Armen grabt das Grab mit eig'nen Händen!
Tyrannen räumtet ihr das Land, die Rechte,
Zum Lohn dafür bedient ihr sie als — Knechte.
Wie werdet ihr einst weinen, weinen,
Daß ihr der Feinde stolzem Heer
Mit eig'ner Hand geschärft den Speer;
Der Nachbar wird's nicht ehrlich meinen.

Dann weist er hin auf den größten und gefährlichsten Feind Deutschlands, der in Wien wohne, erinnert namentlich an Carl V. und an Ferdinand II., der den unseligen dreißigjährigen Krieg über Deutschland heraufbeschwor.

„Nicht auswärts nur, ihr nährt im eignen Schooß,
Unsinn'ge, die Gefahren, wie verblendet: —
Die Donau zieht auch den Tyrannen groß,
Indeß ihr gegen mich euch habt gewendet.

*) Uebersetzt von Fr. Förster.

Du schmiedest, thöricht Volk, die eignen Ketten,
Die Freiheit zürnt und will sich sterbend retten.
Ihr werdet noch dem Wahne fluchen,
Und was euch sonst das Herz bethört,
Daß ihr die schnöden Fesseln ehrt,
In die euch eure Kaiser schlugen.

Gedenkt der alten Zeit und jener Noth,
Wie's Kaiser Karl, dem stolzen Haupt, gelungen,
Wie er dem Reich, das ihr getrennt, gebot,
Durch Spanien Germanien bezwungen,
Zum Joch gewöhnt er eure Anverwandten,
Und edle Fürsten führt er fort in Banden.
Um Rache rufen noch die Leichen,
Die Ferdinand zum Tod gebracht,
Da er des Glaubens freie Macht
Bedrohte mit Despotenstreichen."

Endlich frägt der Dichter seine Preußen, ob es besser sei, den entweihten deutschen Boden zu verlassen und in der Ferne eine neue Stätte zu suchen, und antwortet:

„Nein, tapfre Schaar, ein edler, großer Sinn
Wird nicht in schimpflichem Gefühl verzagen,
Kaum denkt er sie, wirft er die Ausflucht hin;
Die Ehre retten wir! es gilt zu wagen!
Für Unrecht und Verrath die blut'ge Rache
Zu fordern ist der Götter Sache.

Heran! ihr muthigen Geschwader,
Stürzt in die Schlacht mit frohem Herz,
Und trefft mit eurem scharfen Erz
Dem falschen Feind die Lebensader!"

So kämpfte er fortgesetzt nicht nur mit dem Schwerte, sondern auch mit der Feder. Seine Heldengesinnung entflammte sein Heer zur größten Begeistrung. Sieben Jahre hatte der Krieg gewährt, Friedrich stand noch aufrecht, seine Gegner boten Frieden. Preußen, das man zu zertrümmern gedroht hatte, verlor nicht ein Dorf.

Und kaum war der Friede unterzeichnet, da ging der König mit ganzer Seele und ungetheilter Kraft an die Werke friedlicher Thätigkeit für sein Land, ja sogar schon auf dem Heimwege war er in diesem Sinne thätig, wie folgende Stelle aus einem von Dahlen aus an einen Freund gesandter Brief zeigt: „Ich arbeite hier im Stillen an der Einrichtung der Provinzen; die Hauptverfügungen wegen der Armee sind schongetroffen." Ein Schreiben an seinen Bruder Heinrich, in dem er Pläne entwickelt, die er nun für das Land ausführen wolle, schließt mit den Worten: „Dann mag ich sterben, wenn es Gott gefällt."

In die Heimath zurückgekehrt, ließ er an einem der nächsten Tage in der Schloßkapelle zu Charlottenburg das Tedeum von Graun aufführen. Er wollte

seinem Gott in seiner Weise danken. Allein erschien er in der Kapelle, in der nur die ausführenden Musiker eingelassen waren, nahm ernsten Angesichts Platz und gab das Zeichen zum Anfange. Als der Gesang anhob, und Worte des Dankes in hehren Harmonien aufstiegen, sahen die Musiker, wie der König sein Haupt senkte und in Thränen ausbrach.

Welch eine Anregung mußte ein solches Heldenleben dem deutschen Volke geben! „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt," sagt Göthe, „kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen so für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte, und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühungen hat ersetzen können."

Ueber den Eindruck, den Friedrichs Wesen unmittelbar auf sein Volk hervorbrachte, sagt G. Freitag: „Seit er die Franzosen bei Roßbach so gründlich geschlagen hatte, wurde er der Held Deutschlands, ein Jubelruf der Freude brach überall aus. Durch zweihundert Jahre hatten die Franzosen dem vielgetheilten Lande große Unbill zugefügt, gerade jetzt begann das deutsche Wesen sich gegen den Einfluß fränkischer Bildung zu setzen, und jetzt hatte der König, der selbst die Pariser Verse so sehr bewunderte, die Pariser Generale so unüber-

trefflich mit deutschen Kugeln weggescheucht. Es war ein so glänzender Sieg, eine so schmachvolle Niederlage der alten Feinde, es war eine Herzensfreude überall im Reich, auch wo die Soldaten der Landesherrn gegen König Friedrich zu Felde lagen, jubelten daheim Bürger und Bauern über seine deutschen Hiebe. Und je länger der Krieg währte, je lebhafter der Glaube an die Unüberwindlichkeit des Königs wurde, desto mehr erhob sich das Selbstgefühl der Deutschen. Seit langen, langen Jahren fanden sie jetzt einen Helden, auf dessen Kriegsruhm sie stolz sein konnten, einen Mann, der mehr als Menschliches leistete. Unzählige Anecdoten liefen von ihm durch das Land, jeder kleine Zug von seiner Ruhe, guten Laune, Freundlichkeit gegen einzelne Soldaten, von der Treue seines Heeres flog hunderte von Meilen; wie er in Todesnoth die Flöte im Zelte blies, wie seine wunden Soldaten nach der Schlacht einen Choral sangen, wie er den Hut vor einem Regimente abgenommen — es ist ihm später öfter nachgemacht worden — das wurde am Neckar und Rhein herumgetragen, gedruckt, mit frohem Lachen und mit Thränen der Rührung gehört. Es war natürlich, daß die Dichter sein Lob sangen, waren doch drei von ihnen im preußischen Heer gewesen, Gleim und Lessing als Secretäre commandirender Generale, und Ewald von Kleist, ein Liebling der jungen literarischen

Kreise, als Offizier, bis ihn die Kugel bei Kunersdorf traf. Aber noch rührender für uns ist die treue Hingabe des preußischen Volkes. Die alten Provinzen, Preußen, Pommern, die Marken, Westphalen litten unsäglich durch den Krieg, aber die stolze Freude, Antheil an dem Helden Europas zu haben, hob auch den kleinen Mann oft über das eigne Leiden empor. Der bewaffnete Bürger und Bauer zog jahrelang immer wieder als Landmiliz ins Feld. Als eine Anzahl Rekruten aus dem Cleveschen und der Grafschaft Ravensberg nach verlornem Treffen fahnenflüchtig wurden und in die Heimath zurückkehrten, da wurden sie von ihren eignen Landsleuten und Verwandten für eidbrüchig erklärt, verbannt und aus den Dörfern zum Heere zurückgejagt. Aber auch über Deutschland hinaus beherrschte Friedrich die Seelen. Im entfernten Alpenthal, bei Männern mit anderen Sprachen und anderem Glauben wurde er in Bild und Schrift wie ein Heiliger verehrt.“

Fragen wir nun schließlich: Was hat Friedrich in Summa Oesterreich gegenüber bewirkt? so lautet die Antwort: Er sicherte dem Kerne deutschen Lebens, der auf protestantischem Grunde und Boden sich gebildet hatte, die Freiheit der Weiterentwickelung, die von der ihre Mission gänzlich verleugnenden Kaisermacht bereits vielfach schwer geschädigt und fortgesetzt gewalt-

sam bedroht ward. Die Einheit des deutschen Reiches hat er nicht zerstört, wie seine Gegner verblendeten oder böswilligen Sinnes sagen. Wie es mit der Einheit des deutschen Reiches stand, als Friedrich den Thron bestieg, ist dem Leser nach dem Vorhergehenden wohl nicht mehr zweifelhaft. Zur Ergänzung sei hier noch Folgendes hinzugefügt: Nach der Vertretungs- und Aufrufsmatrikel beim deutschen Reichstage existirten zu jener Zeit 8 Kurstaaten, 89 Reichsfürstenthümer, 51 Reichsstädte, 43 Stifter und 97 Reichsgrafschaften, zusammen 288 reichsstandschaftliche Territorien, welche keine besondere Vertretung beim Reich hatten, sodann die Nebenländer der Reichsfürsten, die Reichsdörfer und die ritterschaftlichen Territorien-Verbände, so daß man gegen 570 reichsunmittelbare Territorien und Verbände zählte. Friedrich kämpfte gegen die Schein-Einheit, um eine wirkliche Einheit — vielleicht unter dem Vortritt Preußens — anzubahnen. Als in seiner spätern Zeit von Oesterreich der Versuch ausging, Bayern zu vergewaltigen, schützte er dasselbe mit gewaffneter Hand. Bayern ist dafür dem Hause Hohenzollern seinen Dank noch bis heut schuldig geblieben. — Was in erster Linie nie vergessen werden sollte, ist dies: Es lag — L. Ranke ist unser Gewährsmann dafür — bei Beginn des zweiten schlesischen Krieges in Friedrichs Plane, Oesterreich aus Deutschland herauszudrängen. Es ge-

lang ihm dies nicht, aber seine Politik, mithin die Politik des größten Staatsmannes, der je an Preußens Spitze gestanden hat, blieb bis zu seinem letzten Athemzuge anti-österreichisch! —

5.

Preußen in den Freiheitskriegen.

Ein Schauspiel erstester Art eröffnet sich unsern Blicken, wenn wir der Freiheitskriege und der diesen Kriegen kurz vorhergehenden Zeit gedenken. Das selbstsüchtige Geschlecht der Bourbonen hatte in Frankreich den Ausbruch furchtbarer Erschütterungen herbeigeführt. War es das unablässige, opferreiche Bestreben der hervorragendsten Glieder des Hohenzollernstammes gewesen, das Glück des Volkes zu begründen, so hatte die Devise der meisten französischen Könige aus dem Hause Bourbon gelautet: Wohlleben der Fürsten auf Kosten des Volkes! —

Da brach die Revolution aus, die nichts war, als die Kehrseite der heillosen Bourbonenwirthschaft. Wie von einem Wahnsinne ergriffen, rang das materiell und

sittlich herunter gebrachte Volk nach erträglicheren Zuständen. Der lange vorher schon erfolgte Abfall von Gott im Königshause vollzog sich nun auf der Straße in schauerlicher Gestalt. Was half's, daß der letzte Sproß des Königsgeschlechts schuldlos war? Er fiel — das göttliche Gebot hat seine Geltung für Könige wie für Knechte! — um der Missethat der Väter willen.

Der Abgrund der Revolution hatte ein Königshaupt verschlungen, aus dem Abgrunde stieg ein Kaiserhaupt empor. Napoleon machte sich zum Herrn der Bewegung, es schien, als habe der Geist, der ihn trieb, ihm das Wort zugerufen, mit dem Macbeth von den Hexen zu Gewaltthaten angetrieben ward: „Sei blutig, kühn und frech!" — Er lenkte die entfesselten Volksgewalten nach außen und begann alsbald unter dem Scheine der Freiheit das Werk der Unterjochung der Nachbarvölker. Seine Kriegsthaten und seine Verheißungen blendeten; bald genug aber sollten es die von ihm „befreiten" Völker erfahren, daß er ihnen, indem er sie von mancher aus der Feudalzeit stammenden Einrichtungen befreite, hanfene Stricke abnahm, um ihnen hinterher Ketten anzulegen.

Auch Preußen erlag bei Jena dem Ansturm des gewaltigen Schlachtenmeisters.

Friedrich der Einzige ruhete im Grabe, Friedrich Wilhelm III. hatte, als das Unheil an das Land heran-

trat, den Thron Preußens inne. Die Größe dieses Königs lag auf einem andern Gebiete als auf dem der kriegerischen Thätigkeit. Unter seinem Vater (Friedrich Wilhelm II.) war ein verderblicher Hauch französischen Wesens über die vornehme Welt und den Bürgerstand des Landes gekommen; die Sittlichkeit des Volkes hatte Schaden gelitten. Da wahre Größe in den höheren Regionen nicht gepflegt ward, suchte man durch Flitter den Mangel zu verbergen. Und doch, welch eine einfache, wahrhafte, biederherzige Königsgestalt wuchs aus der von französischem Wesen inficirten Atmosphäre empor! Das mußte Bürgschaft geben für einen guten Kern. Ganz zu ihm paßte seine Gemahlin Luise, ein Musterbild weiblicher Tugenden. Wer ihr in die blauen strahlenden Augen geschaut, wen ein huldvoller Blick ihrer Augen getroffen hatte, vergaß es nimmer. Das junge fürstliche Paar hatte — noch in der kronprinzlichen Zeit — ein einfaches Landschloß zu Paretz bei Potsdam zu seinem Aufenthaltsorte gewählt. Im Schloße, erzählt ein Zeitgenosse (der Prediger Lehnert aus dem nahen Falkenrehde) habe man „keine kostbaren Möbel, keine prächtig geschmückten Wände, keine seidenen Decken und Vorhänge, keine goldenen und silbernen Geräthschaften oder andre werthvollen Kunstsachen“ gesehen. Die Villen der vornehmen Welt Berlins und Potsdams sind jedenfalls bei

weitem reicher ausgestattet, als es das Schloß Paretz war. Jedoch nicht immer spiegelt die Einrichtung des Hauses den Charakter des Inwohnenden ab. Hier in Paretz war es so. Eine Zeitgenossin (Frau von Berg) erzählt uns: „Eine Landesmutter in jenem frommen, deutschen Sinne, der eine Elisabeth trieb, ihre Edelsteine zu verkaufen, um Brot für die Armen zu gewinnen, sah und grüßte Luise von Preußen in dem geringsten ihrer Unterthanen einen Sohn oder eine Tochter; hob sie die am Wege spielenden Kinder liebend empor, auf ihre Arme, an ihr Herz; bückte sie sich tröstend zu dem am Wege kauernden Mütterchen nieder, und wo es nicht der milden Gaben bedurfte, zu der ihre Hand immer offen war, da ließ sie als Andenken wenigstens ein freundliches Wort fallen, das unauslöschlich im Herzen der Angeredeten blieb."

Welche Gegensätze: das von Ludwig XIV. mit Aufbietung ungeheurer Summen erbaute Versailles und — Paretz! — Dort neben Glanz und Prunk die verfeinertste Ueppigkeit und der höchste Grad hochmüthigen Herabblickens auf das Volk, hier Einfachheit und frommer, zufriedener, heiterer Sinn. Ludwig hatte sich Versailles bauen lassen, um der ihm eklen Berührung mit dem Volk gänzlich überhoben zu sein; Friedrich Wilhelm und Luise hatten sich nach Paretz zurückgezogen,

um unter dem Volke zu leben und möglichst wenig von der französirten Hofwelt belästigt zu werden.

Das Leben des fürstlichen Paares, das auch in gleicher Weise fortgesetzt ward, nachdem Friedrich Wilhelm zum Könige gekrönt worden war, wirkte in hohem Grade versittlichend auf das Land. Schmarotzende Lobhndler erzeugt der Glanz jeder hohen Stellung auf Erden, feile Seelen, die das Böse mit dem Kleide der Tugend umhüllen, ja auch solche, die „das Gold vergolden", das von Großen geübte Gute über Gebühr erheben. An den Urtheilen solcher Leute gehen wir vorüber. Aber es liegen Zeugnisse der Besten des Volkes vor, die uns über den hohen versittlichenden Einfluß, den das Beispiel des Königspaares auf das Volk ausübte, nicht in Zweifel lassen. So sagt der edle Novalis: „Sonst mußte man sich vor Höfen, wie vor einem ansteckenden Orte, mit Weib und Kindern flüchten. An einen Hof wird man sich jetzt vor der allgemeinen Sittenverderbniß wie auf eine glückliche Insel zurückziehen können. Um eine treffliche Frau zu finden, mußte ein behutsamer junger Mann sonst in die entlegenen Provinzen, wenigstens in die gänzlich von Stadt und Hof entfernten Familien gehen; künftig wird man, wie es nach dem ursprünglichen Begriff sein sollte, an den Hof, als den Tummelplatz des Besten und Schönsten, gehen und sich glücklich preisen können,

eine Frau aus der Hand der Königin zu empfangen. In unserm Zeitalter haben sich wahre Wunder der Wesenverwandlung ereignet. — Verwandelt sich nicht ein Hof in eine Familie, ein Thron in ein Heiligthum, eine königliche Vermählung in einen ewigen Herzensbund?"

Das, was über das Königspaar im Lande umherging, wirkte überall, wo Sinn für Hehres und Schönes vorhanden war, wie Thau und Sonnenlicht, oder wie die Klänge eines tiefempfundenen edlen Gedichts. Das Bild des häuslichen Familienlebens am preußischen Königshofe steigerte sich noch in seiner Wirksamkeit auf das Volk, als das Unglück über das Land hereingebrochen war, als das königliche Paar von dem Zufluchtsorte, den es sich im fernen Ost des Landes gesucht hatte, die Schmach mit ansehen mußte, die der übermüthige Sieger über Preußen verhängte. Auf der Flucht hatte die Königin einer Dame das Göthe'sche Wort in das Stammbuch geschrieben:

„Wer nie sein Brot in Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte."

Eine Unglückskunde drängte die andere. Verrath und Feigheit lieferten dem Feinde die wichtigsten Festungen in die Hände, Alexander von Rußland, der dem Könige

mit Thränen in den Augen gesagt hatte: „Nicht wahr, Keiner von uns Beiden fällt allein? Entweder Beide zusammen, oder Keiner von Beiden!" verließ ihn und machte mit Napoleon ein besonderes Bündniß. Preußen verlor alles Land zwischen Elbe und Rhein, Rußland und Sachsen erhielten als Verrätherlohn preußische Landgebiete, Danzig wurde für eine freie Stadt erklärt und dem Lande eine schwere Kriegssteuer auferlegt, bis zu deren vollständiger Auszahlung 200,000 Mann Franzosen im Lande bleiben sollten. Das Volk, das unter dem Druck des Feindes viel zu dulden hatte, fühlte in dem Leid, das über die Königliche Familie gekommen war, sein eignes Leid noch mehr. Ein neues Unheil meldete sich: Luise erkrankte tödtlich. Auf ein Trostwort einer nahen Verwandten Luisens sagte der König: „Wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben; aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß!" Die schweren Schläge des Geschickes, die den König seit Jahren in ununterbrochener Folge getroffen, hatten einen so traurigen Glauben in ihm erzeugt. Man blicke nur aufmerksam sein Gesicht an, wie es uns in den besseren Abbildungen entgegentritt, so wird man den Ausdruck dieser ihn beherrschenden Anschauung finden. Luise starb. Ueber den König kam eine dumpfe Verzweiflung, das Grabgeläut, das durch das Land ging, erklang vielen Patrioten zugleich als ein Grab-

geläut für Freiheit und Vaterland. Die Preußen und ihr König sollten den bitteren Kelch bis auf den Grund leeren. Sieben Jahre währte der schwere Druck. Doch in der Nacht begannen durch das Gewölk Sterne der Hoffnung zu blinken. Es wurde der Grund zu Gesetzen und Einrichtungen gelegt, die geeignet waren, das Wohl des Volkes im hohen Grade zu fördern. Außerdem aber bewirkte die Lage, daß das Volk in sich ging, daß es über die Möglichkeit des Geschehenen zu voller Klarheit kam. Die Geister der Helden, die in alter und neuer Zeit für die Freiheit des vaterländischen Bodens gestritten hatten, stiegen auf aus ihren Gräbern, und das tiefste Volksgemüth hielt Zwiesprach mit ihnen. Noch lebten Krieger, die von Friedrich gegen die Oesterreicher, die Russen, die Franzosen geführt worden waren, von dem Heldenfürsten, der den preußischen Namen berühmt gemacht hatte über Europa hinaus. Die Besten des Volkes kamen zum Bewußtsein der Bedeutung des preußischen Staates für Deutschland, für die europäische Welt. Die Söhne und Enkel der Helden, die die Schlachten des siebenjährigen Krieges geschlagen hatten, sagten sich: Hätte ein Friedrich uns bei Jena geführt, es wäre für die Franzosen zu einem zweiten Roßbach geworden! — Aber Niemand grollte dem Könige Friedrich Wilhelm III., unter dem die Fahnen Friedrichs in den Staub gesunken waren. Hatte er

doch auf dem Felde der Verwaltung, nacheifernd den Besten seiner Vorfahren, in verhältnißmäßig kurzer Zeit Großes geleistet. Rein und hehr stand das Bild des Friedensfürsten in der Seele des Volkes, in verklärter Gestalt das der heimgegangenen Fürstin. Allüberall erwachte der Wille, zum Kampfe zu schreiten für den Fürsten und für das Land, und bald sollte es sich zeigen, welche Opfer ein edles Volk einem Fürstenstamme, der es redlich mit ihm gemeint hat, zu bringen vermag.

Inzwischen hatte Napoleon die höchste Stufe seines Glückes erreicht; mit seinem Zuge nach Rußland begann sein Stern zu erbleichen.

Sein Heer, das er im Juni 1812 über den Niemen führte, betrug 610,000 Mann mit 187,000 Pferden und 1375 Geschützen. Von diesem Heere kehrte im Frühlinge des nächsten Jahres eine Schaar von 20,000 hohläugiger, mit Lumpen aller Art bedeckter, von dem Elende bis auf den Tod gebeugter Unglücklichen zurück. Der russische Winter von 1812—13 war für das Heer der Würgeengel gewesen, der es niedergeworfen hatte; was er verschont, war von der Lanze der Kosacken vernichtet worden. Napoleon selbst hatte sich, wohlverpackt in Betten, zur rechten Zeit gerettet.

Das war für das preußische Volk das Zeichen der Erhebung. York erhob die Fahne, Ostpreußen stand

auf, wie ein Mann, der König erließ nun seinen Aufruf, und das ganze preußische Volk griff einmüthigen Sinnes zu den Waffen.

„So entstand," sagt Sybel, „ein Heer, wie es kein zweites in der Geschichte giebt. Ein Verein grauer Veteranen und unbärtiger Jünglinge mit der besten Manneskraft der Nation, soldatischer Ungezwungenheit und Derbheit mit religiösem Schwunge und gewissenhafter Sitte, brausender Freiheitsliebe mit strengem Pflichtgefühl und treuem Unterthanensinn. Es enthielt die Keime zu allen echten Fortschritten, die seitdem in dem politischen Leben Preußens geschehen sind, zu dem unaustilgbaren Streben nach vaterländischer Wiedergeburt, das von dort in alle deutsche Gaue getragen worden ist."

Preußen, das 247,000 Mann stellte, verband sich mit Rußland; Oesterreich nahm zunächst eine zuwartende Stellung ein. Frankreichs Kraft, so groß auch seine Verluste in Rußland gewesen, war noch nicht gebrochen. Es folgten zunächst die Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen. Sie blieben unentschieden. Dennoch erhoben diese Kämpfe den preußischen Kriegsmuth, denn Napoleons Heer war jedesmal an Truppenzahl das stärkere gewesen; seine Glorie der Unbesiegbarkeit war zerstört worden. Herrliche Helden leuchteten auf im preußischen Heere: Scharnhorst, Blücher, York, Gneisenau und Andre. Es folgten die

Schlachten an der Katzbach und bei Großbeeren, durch die die Preußen ihren alten Ruhm wieder vollständig herstellten; berühmte Marschälle Napoleons waren auf das Haupt geschlagen worden.

Nun erst trat Oesterreich dem Bündniß gegen Napoleon bei. Auf beiden Seiten ward zur Entscheidungsschlacht gerüstet; auf der Ebene bei Leipzig sollte der Schlachtenwürfel fallen, und es sich entscheiden, ob Deutschland sich selbst wieder zurückgegeben, oder ob es gänzlich von dem romanischen Geist unterjocht werden sollte.

Ueber die Stärke der beiderseitigen Streitkräfte sind später von Frankreich aus arge Lügen verbreitet worden, um den Fall Napoleons zu beschönigen. Man hat gesagt, die Elemente in Rußland hätten seine Macht gebrochen, so daß er bei Leipzig an Truppenzahl zu schwach gewesen sei, den Verbündeten den Sieg streitig zu machen; es ist ferner gesagt worden, es seien in dem entscheidenden Augenblicke der Schlacht 30,000 Mann Sachsen zu den Verbündeten übergegangen. Sybel hat neuerdings nach amtlichen Quellen die Grundlosigkeit beider Gerüchte nachgewiesen. Die Verbündeten geboten über 470,000, Napoleons gesammte Streitmacht belief sich auf 450,000 Mann. Ferner sind bei Leipzig nicht 30,000, sondern nur 4166 Sachsen zu den Verbündeten übergegangen und

zwar erst am dritten Schlachtentage, als der Sieg schon so gut wie entschieden war. Ueberdies wurden sie sofort in die Reserve geschickt, nahmen also an dem Ausgange der Schlacht nicht Theil. Auch die kleine Zahl der Würtemberger, die überging, durfte sich an dem Ehrenkampfe nicht betheiligen.

Die Schlacht führte zum herrlichsten Siege über Napoleon, sein Heer ward zerstreut, die Sieger gingen über den Rhein, Paris ward besetzt, und Napoleon mußte seiner Krone entsagen.

Preußen hatte sich und zugleich Deutschland gerettet. Auch Oesterreich hatte von Napoleon viel zu leiden gehabt, aber während noch gegen denselben gekämpft ward, und Preußen die unerhört schweren Opfer für Deutschland brachte, waren schon wieder in der Wiener Hofburg die alten Geister der Mißgunst gegen Preußen thätig, und kaum ging man an das Friedenswerk, so stand der Entschluß in Oesterreich fest, Preußen um die Früchte seiner Siege zu bringen.

Noch einmal erhob sich Napoleon; auch seine zweite und gänzliche Niederwerfung war zumeist das Werk Preußens.

„— — Der Geist, der die Preußen hat angerührt,
Der hat es vollführt!
Der ist's, der dich geschlagen zumeist!

Alle die Völker der Erde zusammen
Haben wacker gerungen:
Aber wer dich bezwungen,
Das sind Gottes heilige Flammen!"

Eben diese Gottesflammen, die Liebe zu Freiheit und Vaterland, die Liebe zu seinem Herrschergeschlechte waren es, die dem preußischen Volke den nie verwelkenden Heldenlorbeer gewinnen halfen.

Das Haus Habsburg-Lothringen war schon im Jahre 1806 mit Schimpf und Schande von seinem Kaiserlichen Amte, das es so lange Zeit zum Unsegen Deutschlands verwaltet hatte, zurückgetreten. Aber von der ferneren Ausbeutung Deuschlands zu seinen Zwecken abzustehen, dazu war es noch keineswegs entschlossen.

In Preußen hatte sich vollzogen, was seit Jahrhunderten vorbereitet war; es hatte die Rettung Deutschlands bewirkt, ihm kam von Gottes und Rechts wegen die Führerschaft Deutschlands zu.

Das war es, was zu verhindern Oesterreich jetzt alle seine Kräfte in Bewegung setzte. Die Intrigue, von dem österreichischen Minister Metternich fein eingeleitet und mit jesuitischer Schlauheit durchgeführt, gelang: über Preußen ward das seine Kräfte aufreibende und seine Entwicklung hemmende Netz des „Bundestages" geworfen.

Was dieser „Bundestag“ für Preußen, für Oesterreich und das gesammte Deutschland war, soll im nächsten Abschnitte in Kürze gesagt werden.

6.

Preußen unter dem Nessusgewande des Bundestages.

Am liebsten hätte der Kaiser von Oesterreich, der im Jahre 1806 in schimpflicher Weise der deutschen Kaiserwürde hatte entsagen müssen, sich im Jahre 1815 die deutsche Kaiserkrone wieder auf's Haupt gesetzt. Da dies nach einer so beschämenden Verzichtleistung nicht anging, war es das Bestreben des Habsburgs-Lothringischen Kaiserhauses, wenigstens sich der Sache nach noch einmal an die Spitze Deutschlands zu schwingen, um es nach lang geübter und darum geläufiger Praxis auf fernerhin auszubeuten.

Um zu seinem Zweck zu kommen, arbeitete Metternich zunächst mit Erfolg daran, die an den Höfen der kleinen rheinbündlerischen Fürsten wuchernden niedern Gesinnungen gegen Preußen aufzuregen. Je glänzender

Preußens Thaten, die es für Deutschland vollbracht, strahlten, um so heftiger regten sich dort Neid und Mißgunst gegen dasselbe, da man ja lange genug durch Unterstützung Napoleons und durch Erniedrigung vor ihm sich im Gegensatze zu dem Geiste befunden hatte, von dem Preußen ergriffen worden war. Ebenso wußte Metternich die Furcht vor dem wachsenden Preußen in den kleinen Fürsten zu erregen, Oesterreich aber als den Staat darzustellen, der sie in ihren Souveränitätsrechten nicht nur zu schützen Willen und Kraft habe, sondern der auch Bedacht darauf nehmen würde, ihre Rechte, Preußen gegenüber, noch mehr zu befestigen.

So wurde von Oesterreich und der Mehrzahl der deutschen Kleinstaaten auf dem Boden der Intriguen und der niedrigsten, dem Nationalgefühl gänzlich abgewandten Selbstsucht zunächst ein geheimes Einverständniß erzielt.

Die Frucht dieses Einverständnisses war ein unheilvolles Verfassungswerk für Deutschland, die Bundesacte, auch der deutsche Bund genannt.

Alle deutschen Staaten traten zu einem Bündniß zusammen. In dem engeren Rathe dieses Bundes hatte Oesterreich eine Stimme, Preußen eine Stimme, die übrigen deutschen Staaten hatten funfzehn Stimmen.

Oesterreich hatte dem Scheine nach nur ebenso viel Macht im engeren Rathe, als Preußen, in Wahrheit

aber gebot es — wir wissen, aus welchen Gründen! — stets über die große Mehrzahl der übrigen Bundesstimmen.

Außerdem ward Oesterreich (von der in seinem Dienst stehenden Mehrzahl der Stimmen) zum natürlichen Vorsitzenden des Bundes erklärt und zwar aus dem so überaus unschuldig klingenden Grunde: „weil man ihm im Andenken an die früher von ihm getragene Kaiserwürde eine Auszeichnung gewähren wolle.“ —

Dieser Bundestag war das Nessusgewand, das man dem preußischen Staate unter glattem Lächeln anlegte, und unter dem es seines Daseins auf lange Zeit hin nicht froh werden sollte.

Aber mehr noch! Nicht an den kleinen Höfen allein, auch an den europäischen Höfen wußte Metternich die Elemente anzuregen, deren er zur Ausführung seiner gegen Preußen gerichteten Pläne bedurfte. Unmittelbar nach dem Kriege war beschlossen worden, Preußen als Entschädigung für seine großen Opfer das ganze Königreich Sachsen zuzuerkennen, außerdem aber auch zu sorgen, daß sein Gesammtgebiet eine zweckmäßige Abrundung erhalte. Metternich wußte die Ausführung dieses Planes zu hintertreiben. Es kam nur etwa die Hälfte Sachsens an Preußen, und außerdem erhielt Preußen seine langgestreckte, durch Hannover, Braunschweig und Kurhessen unterbrochene Gestalt und da-

mit eine Vertheidigungslinie, wie sie für einen Staat kaum unzweckmäßiger erdacht werden kann.

Aber wie, ließen denn Preußens Staatsmänner dies Alles willenlos über ihr Land ergehen?

Keineswegs. Sie kämpften redlich und mit Zähigkeit lange gegen Oesterreichs Pläne. Aber mit den Waffen des Rechts, der Wahrheit und Billigkeit war in Wien, wo die Berathungen stattfanden, nicht durchzukommen, und einer der preußischen Minister, der es versuchte, den österreischischen Minister auf dem Gebiete der Täuschungen zu folgen, um ihn mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen, zog bald genug den Kürzeren. Metternich, der Meister des Truges, gewann für seinen Herrn das Spiel gegen Preußen.

Es ist zu characteristisch für die österreichische Diplomatie, ja für das ganze österreichische Staatswesen, als daß wir es uns versagen könnten, mitzutheilen, wie Metternich die Berathungen einleitete. Vorerst — dafür wußte er zu sorgen — durfte an die Arbeiten, um derenwillen die Gesandten aller betheiligten Mächte und außerdem eine Unzahl von geladenen und ungeladenen Gästen gekommen waren, nicht gedacht werden. Es hatten sich in Wien die hervorragendsten Persönlichkeiten Europas, Fürsten, Staatsmänner, Gelehrte, Künstler, auch schöne und geistreiche Frauen eingefunden. Diese Wiener Gäste, deren Zahl bis auf

100,000 stieg, wurden im bunten Wechsel „divertirt“ durch Wachtparaden, Maskeraden, Caroussels, Musikfeste, prunkende Bälle, Feuerwerke, Prachtopern und Jagden. Dem Minister kam es vor Allem darauf an, den Berathungen den rauhen patriotischen Eifer der Freiheitskämpfer fern zu halten. Demnach trachtete er danach, sich Stimmung und Atmosphäre für seine Art von Wirksamkeit zu verschaffen, und obgleich in Oesterreich Finanznoth herrschte, wurde es ihm leicht, den Kaiser Franz zu bewegen, daß dieser für die Festlichkeiten eine Summe von nicht weniger als 30 Millionen Thalern aufwendete. In der That: „Es giebt nur eine Kaiserstadt, es giebt nur ein Wien.“ —

Unter dem „Bundestag“ gekommen zu sein — das war für Preußen die äußere Frucht der Freiheitskriege.

Funfzig Jahre hat Preußen diese Last und — sagen wir es! — diese Schmach getragen, sich seine Wege, wie sie seinem geschichtlichen Berufe entsprachen, von Oesterreich und der Mehrzahl der deuschen Kleinstaaten kreuzen zu lassen. Es trug Scheu, aus dem Bündniß zu treten, weil es sich jedesmal, so oft eine günstige Gelegenheit dazu eintrat, nicht vorbereitet genug erkannte, die Consequenzen eines solchen Schrittes zu tragen.

Der Widerwille gegen den Bundestag stieg inzwischen in Preußen von Jahr zu Jahr. Aber auch im übrigen Deutschland begann sein Ansehen all-

gemach zu sinken. Es war in dem Bundesgesetz u. A. auch zugesagt worden, gewisse Rechte des Volkes festzustellen. Das geschah aber nicht, denn die Metternichsche, aller Volksfreiheiten feindlich gesinnte Politik beherrschte die Höfe.

Oesterreich verwandte im Laufe der Jahre Millionen, um durch erkaufte Federn Preußens Absichten in Zeitungen und Broschüren zu verdächtigen, Fürst und Volk in den Augen der Deutschen herabzusetzen. Aber eine bezahlte Presse, die den Zweck hat, zu täuschen, macht höchstens auf die unwissende Masse Eindruck; unter dem denkenden Theile der Nation innerhalb und außerhalb Preußens brachen sich richtige Anschauungen Bahn, und Oesterreich mußte es im Jahre 1849 mit Staunen und Grimm sehen, daß die deutsche National-Versammlung an den König von Preußen den Ruf ergehen ließ, an die Spitze von Deutschland zu treten und sich die Kaiserkrone auf's Haupt zu setzen. Friedrich Wilhelm IV. entsprach den Wünschen der Nation nicht und zwar aus Schonung gegen Oesterreich und seine Vasallen, wohl auch aus Friedensbedürfniß. Doch suchte er durch Stiftung einer engern Union den berechtigten Wünschen der Nation Rechnung zu tragen.

Sofort ward Preußen von Oesterreich mit Krieg bedroht. Preußen überrascht, nicht gerüstet genug, um der österreich-bayerischen Exekutions-Armee entgegen zu

treten, dabei ohne Bundesgenossen, gab nach — es erfolgte die Schmach von Olmütz. Das Maß war voll.

Oesterreich triumphirte, ohne ahnen zu können, daß in kurzer Zeit die Antwort auf Olmütz lauten sollte: Königgrätz! —

7.

Zwischenfälle.

Wie der zweiköpfige österreichische Adler mit einem Haupte Deutschland bewachte, hielt er fortgesetzt sein anderes Haupt auf Italien gerichtet, und es war ihm, entsprechend seiner Machtstellung in Deutschland, seit langer Zeit gelungen, über die mittel-italienischen Staaten eine Art Oberherrlichkeit auszuüben.

Aber auch in Italien regte sich das Verlangen nach nationaler Wiedergeburt und zwar vorzugsweise in Sardinien, das, weil seine Stellung zu Italien ähnlich der Stellung Preußens zu Deutschland geworden war, vielfach das Preußen Italiens genannt wurde.

Oesterreich ging in seinen gegen Italien gemünzten

Bestrebungen mit dem päpstlichen Stuhle Hand in Hand, denn dieser fürchtete, das italienische Volk würde, wenn ihm das Werk der Wiedergeburt gelinge, an den Papst die Forderung stellen, gemäß dem heiligen Worte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ vom weltlichen Herrenthume abzulassen und sich mit dem geistlichen Hirtenthume zu begnügen.

Um die Gefahr für das Haus Habsburg-Lothringen und für den päpstlichen Stuhl zu beschwören, wurde von Oesterreich beschlossen, den Hauptheerd der nationalen Bestrebungen, Sardinien, mit Krieg zu überziehen. In Oesterreich wogen, was Abneigung betrifft, beide Staaten, Preußen und Sardinien, gleich schwer. So kam es zum italienischen Kriege von 1859. Sardinien fand die Bundesgenossenschaft Frankreichs, Oesterreich wurde geschlagen und büßte seinen Angriffskrieg mit dem Verluste der Lombardei; auch verlor es seinen Einfluß auf die mittel-italienischen Staaten, die Sardinien sich einverleibte.

In den italienischen Angelegenheiten auf so empfindliche Weise zurückgewiesen, raffte es seine Kräfte zusammen, um in Deutschland durch einen diplomatischen Feldzug wo möglich doppelt zu gewinnen, was es vor der Welt so eben an Macht und Ansehen verloren hatte.

Jetzt ließ es durch bezahlte Federn von den Dächern

predigen: die Bundesverfassung (die doch sein eigenstes Werk war!) tauge nichts; das deutsche Volk bedürfe einer besseren Verfassung!

Die Wahrheit war die: Oesterreich wollte die Bundesverfassung so umgestalten, daß sie ihm mehr Macht noch einräume, als dies bisher der Fall gewesen war.

Es verständigte sich mit der Mehrzahl der kleinen deutschen Fürsten, und plötzlich ward die Welt durch das Schauspiel eines Fürsten-Congresses, den man mit großem Pomp in Frankfurt am Main in Scene setzte, überrascht. Dabei ließ Oesterreich sich als volksfreundlich gesinnt schildern, da ja, wie es die Absicht des Kaisers sei, dem Volke eine Vertretung an dem neuen Bunde gewährt werden sollte.

Mit Preußen hatte Oesterreich eine Verständigung vorher nicht gesucht. Es lag für jeden Denkenden auf der Hand, um was es sich für Oesterreich einzig und allein handelte. Das Volk sollte durch das Versprechen einer Art von Volksvertretung getäuscht, Preußen aber unter eine es noch mehr beengende Fessel gebracht werden.

Preußen ist der größte deutsche Staat, es hatte damals schon doppelt so viel deutsche Einwohner als Oesterreich und mehr als drei Mal so viel als Bayern. Im berechtigten Vollgefühle seiner Bedeutung für Deutschland

und in klarer Erkenntniß der Lage wies es die Kaiserliche Einladung zum Congreß kalt zurück.

Das war genug, um die ganze Congreß-Idee in ihr Nichts zurückfallen zu machen, und den hohen Herren, die mit Aufbietung großen fürstlichen Glanzes sich nach Frankfurt bemüht hatten, war weiter Nichts beschieden, als in ihren vertraulichen Zusammenkünften ihrem Grolle gegen Preußen Luft zu machen, sich auf der Straße von Volksmassen, deren Köpfe von der im österreichischen Solde stehenden Presse verwirrt gemacht worden waren, mit Hochruf bedient zu sehen, und auf der Heimreise sich mit der Hoffnung zu getrösten, Preußen dennoch einen Schaden in der Schätzung des deutschen Volkes zugefügt zu haben. Hinterher ward denn auch in der großdeutschen Presse eifrig gepredigt: Nur durch die Schuld Preußens sei es verhindert worden, daß Deutschland eine neue, auf volksthümlicher Grundlage beruhende Bundesverfassung erhalten habe! —

Noch einen andern Zwischenfall von Bedeutung haben wir ins Auge zu fassen: die Schleswig-Holsteinische Frage trat in neuer Gestalt auf und erheischte Lösung.

Preußen war sogleich gewillt, die Sache in die Hand zu nehmen, aber nicht unter Mitbetheiligung des deutschen Bundes. Es wollte der guten Sache Opfer bringen, faßte aber auch berechtigte Vortheile

dabei ins Auge. Unter Mitbetheiligung des deutschen Bundes wären von ihm die Opfer an Gut und Blut (und voraussichtlich große Opfer!) verlangt, Vortheile dagegen ihm nicht zugestanden worden.

Diese Haltung war verständlich. Es beirrte aber die Volksmeinung, als es kundbar ward: Preußen verbinde sich zu Gunsten Schleswig-Holsteins mit Oesterreich. Faßte es Preußen ins Auge, daß die Schleswig-Holsteinische Sache, wie vielfach befürchtet ward, einen europäischen Krieg hervorrufen könne, und daß es aus diesem Grunde nur in Verbindung mit einer starken Macht (vorläufig gleich viel, welcher) vorgehen könne? Oder drängte sich Oesterreich herzu und war eine Abweisung unausführbar? Doch wir wollen von allen Vermuthungen absehen; genug das Bündniß Preußens und Oesterreichs gegen Dänemark kam zu Stande, und der Krieg wurde, wie sich auch nicht anders vermuthen ließ, in kurzer Zeit zu Gunsten Schleswig-Holsteins entschieden.

Schleswig-Holstein war von Dänemark losgerissen; nun aber entstand die Frage: in welche Stellung soll es zum Gesammt-Deutschland treten?

Ein Unheil herrschte zur Zeit in Preußen: die Majorität der Kammer stand in seiner Auffassung wichtiger Paragraphen des Landesgesetzes im schroffsten Gegensatze zum Ministerium. Es ist hier nicht der

Ort, etwas für oder gegen die eine oder die andere Auffassung zu sagen: genug, der betrübende Conflict war vorhanden. Wäre Frieden im Lande gewesen, so hätte muthmaßlich Schleswig-Holstein sofort seinen Wunsch zu erkennen gegeben, sich an Preußen anzuschließen. Dies unterblieb, und der Herzog von Augustenburg, dessen Vater für Auszahlung einer Summe Geldes in seinem und seiner Erben Namen allen Ansprüchen auf das Land entsagt hatte, rief eine lebhafte Agitation zu seinen Gunsten in Schleswig-Holstein hervor.

Die Haltung, die nun Oesterreich in der vorliegenden Frage einnahm, ließ darüber keinen Zweifel, daß seine Betheiligung an dem Kriege nur in der Absicht seinen Grund hatte, Preußen nicht nur im Norden keinerlei Vortheile zukommen zu lassen, sondern ihm durch Errichtung eines neuen deutschen Kleinstaates am Meere seine Lage noch zu erschweren. Es trat für die Ansprüche des Herzogs von Augustenburg ein und schürte nach Kräften die Agitation gegen Preußen. Gelegenheit dazu war ihm reichlich geboten, denn es war in dem Friedensschlusse mit Dänemark das vorläufige Besitzrecht auf die Herzogthümer zu gleichen Theilen auf Preußen und Oesterreich übergegangen.

Die meisten der kleinen deutschen Fürsten waren natürlich auch auf Seiten des Augustenburgers und halfen

schüren. Wär doch für sie in Aussicht, in einem neuen Herzoge einen neuen Bundesgenossen gegen Preußen zu gewinnen! Oesterreich hatte zwar in dem ersten Stadium der Schleswig-Holsteinschen Angelegenheit die kleinen Fürsten auch vor den Kopf gestoßen, indem es mit Hintenansetzung der Forderungen des deutschen Bundes auf eigne Hand mit Preußen in ein Bündniß getreten war. Seine jetzige Agitation für einen Ihresgleichen im Norden Deutschlands jedoch ließ sein Verhalten wieder in einem bessern Lichte erscheinen, und so fanden sich allgemach die alten Freunde auch in der jetzt vorliegenden Frage wieder zusammen. Es war die alte Geschichte in neuer Form: der Kampf Oesterreichs und seiner Vasallen gegen Preußens berechtigte Machtentwicklung! —

Preußen war, wenn man in Erwägung zieht, daß von ihm der Anstoß zur Befreiung Schleswig-Holsteins ausgegangen war, daß es die Führerschaft in dem Kriege gehabt und die meisten Opfer an Gut und Blut gebracht hatte, mit sehr mäßigen Ansprüchen aufgetreten; es wollte sich nur in so weit sichern, daß es Herrschaft über das Meer gewann, und daß seine und Deutschlands wahren Interessen durch die Errichtung eines deutschen Kleinstaates im Norden nicht geradezu geschädigt würden. Dank der Verstocktheit des Augustenburgers und seiner Hintermänner wurden die mäßigen Forderungen Preußens abgewiesen! —

So stand die Angelegenheit schon im Jahre 1865, und es ward ein kriegerischer Zusammenstoß Preußens und Oesterreichs damals schon befürchtet. Da machte Preußen noch einen Versuch, den Streitpunkt zu einem friedlichen Abschluß zu bringen. Statt der gemeinsamen provisorischen Regierung über beide Herzogthümer schlug es eine getrennte Verwaltung Holsteins und Schleswigs vor, derart, daß letztere in die Hand Preußens, erstere in die Hand Oesterreichs übergehe. Dies führte zum Vertrag von Gastein.

Aber der böse Wille Oesterreichs und seines Anhanges ließ auch innerhalb dieses Vertrages die Sache nicht zu einem für Preußen erwünschten Abschlusse kommen: die gegen Preußen agitirenden Mächte wollten unter allen Umständen den Krieg.

8.

Vor dem Sturme.

Da die vielfachen Versuche Preußens, die streitige Sache wegen der Herzogthümer friedlich zu ordnen, an der Hartnäckigkeit und dem Hochmuthe Oesterreichs

gescheitert waren, erklärte endlich der preußische Ministerpräsident, Graf Bismarck, dem österreichischen Kabinet, daß Preußen sich nunmehr aller seiner bisher geübten Rücksichten auf Oesterreich enthoben sähe und namentlich in Bezug auf Verbindungen fernerhin nur sein eigenstes Interesse befragen werde. Nicht lange darauf brachten die Zeitungen die Nachricht, daß am 28. Februar zu Berlin eine Konseilsitzung unter Vorsitz des Königs stattgefunden habe, zu der auch der Chef des Generalstabes General v. Moltke zugezogen worden sei. In dieser Konseilsitzung war, wie später bekannt wurde, die Frage zur Erörterung gekommen, ob es für Preußen an der Zeit sei, sich kriegsbereit zu machen; diese Frage war verneint worden.

Obgleich nun das österreichische Kabinet auf erfolgte Anfrage von dem aus der erwähnten Berathung hervorgegangenenen Beschlusse in Kenntniß gesetzt wurde, und auch nirgends Rüstungen in Preußen stattfanden, gefiel es sich doch darin, jene Sitzung als eine Bedrohung Oesterreichs anzusehen; die früher empfangene Erklärung des Grafen Bismarck aber deutete es sich als eine Drohung Preußens, mit Italien, dem Todfeinde Oesterreichs, in ein Bündniß treten zu wollen.

Bald vernahm man von umfangreichen, obwohl sehr geheim betriebenen Rüstungen nicht nur in Oesterreich, sondern auch in Sachsen und Würtemberg. Zu

gleicher Zeit forderte Oesterreich in einer Circular-Depesche diejenigen Bundesstaaten, auf die es mit Sicherheit glaubte rechnen zu können, auf, sich in Kriegsbereitschaft zu setzen, da es beabsichtige, in Frankfurt die Mobilmachung der Bundesarmee in Antrag zu stellen.

Das Berliner Kabinet, das wachsamen Auges allen Schritten seines nach Krieg verlangenden Gegners folgte, empfing auch bald Kunde von dem letzten Schritte desselben. Sofort legte es nun jenen Bundesstaaten die Frage vor, ob sie bereit seien, falls von Seiten Oesterreichs ein Angriff auf Preußen erfolge, dem letzteren Bundeshülfe zu gewähren. Es kam dem Berliner Kabinet bei diesem Schritt wohl wesentlich darauf an, die Situation sich klären zu lassen, und damit für seine ferneren Beschlüsse eine feste Grundlage zu gewinnen. Auf die preußische Frage erfolgte in gleichlautenden Noten eine ausweichende Antwort.

Nun begann auch Preußen zu rüsten, jedoch durchaus nicht in so umfassender Weise, als es von Seiten seiner Gegner bereits geschehen war. Da lief unerwartet (Anfang April) in Berlin eine Erklärung des Wiener Kabinets ein, in der es bei Betheuerung seiner Friedensliebe den Vorschlag machte, beiderseitig die Abrüstung zu beschließen. Preußen antwortete, Oesterreich möge, wie es dasselbe bei der Rüstung gethan, auch in Betreff

der Abrüstung den Anfang machen, Preußen werde ungesäumt nachfolgen. Oesterreich sagte zu, und schon war ein Tag für den Beginn der Abrüstung festgesetzt, als man in Berlin plötzlich von außerordentlich umfassenden Rüstungen vernahm, die Oesterreich in seinem Süden (angeblich einzig und allein gegen Italien) ins Werk setzte. Der Hinweis auf Italien war ein Vorwand, und man war in Oesterreich thöricht genug, zu hoffen, Preußen werde sich auf so plumpe Weise täuschen lassen. Lag es doch auf der Hand, daß Oesterreich bei Durchführung seines Planes es in seiner Macht gehabt hätte, auf den ihm zu Gebote stehenden Verkehrswegen die stärkste Südarmee in kürzester Frist nach dem Norden hinaufzuführen, um sie dann in das nicht gerüstete Preußen verheerend einbrechen zu lassen.

Diese Verfahrungsweise Oesterreichs bewirkte erstens, daß der König Victor Emanuel von Italien sich nun auch in Kriegsbereitschaft setzte, und daß zweitens Preußen dem Wiener Kabinet erklärte, es erachte sich nur für den Fall an das friedliche Abkommen gebunden daß Oesterreich nicht nur in Böhmen und Mähren, sondern auch im Süden seines Reiches abrüste. Da Oesterreich darauf einzugehen sich weigerte, erfolgten nun in Preußen umfassende Rüstungen.

Vierzehn Tage genügten, um die preußische Armee in der beabsichtigten Stärke zur Aufstellung gelangen

zu lassen. Anfang Juni stand sie dem Gegner kampffähig gegenüber, der sich nun, obgleich er sechs Wochen früher mit den Rüstungen begonnen hatte, in der Kriegsbereitschaft überholt sah. Inzwischen wurde auch noch in anderen, als den oben schon genannten Kleinstaaten gerüstet, und es traten die leitenden Minister derselben zu besonderen vertraulichen Berathungen in (Bamberg) zusammen.

Gegen Italien glaubte Oesterreich durch sein berühmtes Festungsviereck in Venetien hinlänglich gedeckt zu sein, meinte sich daher mit ganzer Wucht auf Preußen werfen zu können. Seine Staatsmänner träumten von der Niederwerfung Preußens, von der Niederwerfung des jungen Italiens und von der hier wie dort erfolgenden Aufrichtung der alten Macht Oesterreichs.

Die europäische Welt war von der Vorstellung des in Aussicht stehenden Krieges, der eine furchtbare Gestalt anzunehmen drohte, nicht wenig erregt. Jetzt schon standen sich weit über eine Million Krieger kampfbereit gegenüber, und noch war nicht abzusehen, ob und wie weit Frankreich in dem Kampfe, falls dieser wirklich ausbrechen sollte, eingreifen würde. Napoleon hatte in einem Schreiben an seinen Minister des Auswärtigen eine Art Programm aufgestellt. In demselben ward Preußens Bestreben, bessere Grenzen zu erhalten,

gebilligt, ebenso aber auch Oesterreichs Absicht, in Deutschland seine hervorragende Stellung zu behaupten, gut geheißen, und endlich den deutschen Mittelstaaten das Recht zugesprochen, unter sich eine besondere Verbindung herzustellen. Dieses Programm war ein politisches Sphinx-Räthsel, das die verschiedenartigsten Auslegungen fand. Die verbreitetste Ansicht ging dahin: Napoleon rechne darauf, daß ein Krieg zwischen Preußen und Oesterreich ausbrechen, daß ein — wahrscheinlich lange währendes — Ringen auf Leben und Tod stattfinden, jedoch keine der beiden Mächte im Stande sein werde, die andere vollständig niederzuwerfen. Seien endlich — so ward weiter gemuthmaßt — beide Mächte genugsam geschwächt, so werde Napoleon mit starker Heeresmacht den Kriegsschauplatz betreten, den Frieden dictiren und sich auf Kosten Deutschlands bezahlt machen. Eine solche Haltung entspreche, wie die Geschichte lehre, vollständig den Traditionen der französischen Politik, und namentlich werde ein Napoleonide nimmermehr eine so günstige Gelegenheit, Frankreich zu vergrößern, unbenutzt vorübergehen lassen.

Die Kriegsaussichten wirkten wie ein Sturm vor dem Gewitter, der durch aufgewühlten Staub den Himmel verfinstert, und es war namentlich die industrielle Welt, die von schweren Besorgnissen heimgesucht ward. Aller Orten begann die gewerbliche Thätigkeit zu

stocken, es stand in Aussicht, daß zahllose Geschäftsleute in Armuth versinken, Legionen von Arbeitern brotlos werden würden. Dies führte zu Friedensdemonstrationen im Großen wie im Kleinen, im Inlande wie im Auslande, auch in den gewerblichen Kreisen Frankreichs, in denen die Meinung sich festgesetzt zu haben schien, Napoleon sei der eigentliche Hintermann der ganzen Bewegung, namentlich stehe er, in so weit es sich um den Beginn des Streites handle, im Einverständniß mit dem Grafen Bismarck, der den Krieg um jeden Preis herbeiführen wolle, und es handle sich im Grunde um nichts, als um eine verwerfliche Eroberungspolitik.

Um den bezeichneten Annahmen, die auch anderwärts gehegt wurden, zu begegnen, forderte Napoleon England und Rußland auf, in Gemeinschaft mit ihm Preußen, Oesterreich und Italien einzuladen, ihre streitigen Angelegenheiten vor einen Friedens-Kongreß zu bringen, der von den europäischen Hauptmächten gebildet werden sollte.

Preußen und Italien antworteten sofort zustimmend, Oesterreich machte seine Zustimmung von einer Bedingung abhängig, die jene wieder aufhob. Seine Forderung ging dahin, auf dem Kongreß von vorn herein jegliche Berathung über Gebietsveränderungen auszuschließen.

Unter diesen Umständen ließ Napoleon seine Kongreß-Idee fallen. Gleichzeitig war Oesterreich einen Schritt weiter gegen Preußen vorgegangen: es hatte die Schleswig-Holsteinische Angelegenheit dem Bundestage zur weiteren Beschlußnahme übergeben und war damit von dem Gasteiner Vertrage thatsächlich zurückgetreten. Auch hatte der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Gablenz von Wien aus den Befehl empfangen, die holsteinischen Stände einzuberufen.

Diesem politischen Schachzuge Oesterreichs folgte sofort ein entsprechender preußischer. Oesterreich war vom Gasteiner Vertrag zurückgetreten; gut, so galt der frühere Wiener Vertrag, nach diesem aber wurden die Herzogthümer durch eine gemeinsame provisorische Regierung verwaltet. Dies wurde preußischer Seits erklärt, General von Manteuffel empfing von Berlin aus den Befehl, in Holstein einzurücken und sich mit dem Feldmarschall-Lieutenant Gablenz über die Herstellung der gemeinsamen Regierung zu verständigen. Dies Alles sollte in friedlicher Weise vor sich gehen, und es war namentlich den preußischen Truppen aufs Ernsteste eingeschärft worden, sich aller Feindseligkeit gegen die österreichische Besatzung Holsteins zu enthalten. Der Feldmarschall-Lieutenant Gablenz wartete jedoch den Einmarsch der Preußen nicht ab, sondern verließ sofort Kiel und zog seine Truppen bei Altona

zusammen; der Herzog von Augustenburg folgte ihm dahin.

Nun hielt Oesterreich die Zeit für gekommen, zunächst seine Vasallen gegen Preußen aufzubieten. Trotz der friedlichen Erklärung des Generals Manteuffel ward von Seiten Oesterreichs am Bundestage der Einmarsch der Preußen in Holstein als eine Gewaltthat, als ein Act der Selbsthülfe dargestellt und der Bundestag aufgefordert, die Mobilisirung der Bundesarmee zu beschließen.

Dies war ein ungesetzlicher Act. Gegen Bundesmitglieder ist — unter entsprechenden Umständen — in der Bundesverfassung ein sogenanntes Exekutionsverfahren vorausgesehen, eine Mobilmachung der Bundesarmee dagegen ist nur gegen einen äußern Feind zuläßig. Die Abstimmnng war auf den 14. Juni festgesetzt, und es sollte sich nun zeigen, ob die Mehrzahl der Kleinstaaten in ihrer Verblendung und ihrem Hasse gegen Preußen so weit gehen würden, jenem Antrage Oesterreichs, dessen Aufstellung — es sei dies noch einmal erwähnt — schon eine Ungesetzmäßigkeit in sich schloß, zuzustimmen.

Damit die preußische „Gewaltthat" einen noch grelleren Schein gewinne, hatte Gablenz mit seinen Truppen Holstein schon vor dem 14. Juni gänzlich geräumt; ihm war der Augustenburger, der seit Jahren

eine so überaus klägliche Rolle gespielt hatte, gefolgt, und die Herzogthümer befanden sich nun in dem thatsächlichen Besitz Preußens.

Diese Vorgänge erhöhten den Haß Oesterreichs und seiner Anhänger gegen Preußen um Vieles, und das Ergebniß der Abstimmung, wenn eine solche wirklich stattfand, ließ sich um so sicherer voraussehen. Es kam denn auch am 14. Juni zu Frankfurt ein Ergebniß zu Stande, wie Oesterreich es wünschte. Zu seinen Gunsten — mithin gegen Preußen — stimmten Bayern, Würtemberg, Sachsen, Hannover, Kurhessen, Großherzogthum Hessen, Nassau uud die 16. Kurie, diese jedoch nur, weil durch den Vertreter derselben, Victor von Strauß, eine Mandatsfälschung begangen wurde. Eine offenbare Fälschung, wo Oesterreich schon so viele verdeckte begangen hatte — was that das! —

Unter den Herren Gesandten, die so tapfer gegen Preußen abgestimmt hatten, herrschte eine wahre Siegesfreude. Daß sie gegen den ferneren Bestand des Bundes und zum Nachtheil ihrer selbst abgestimmt hatten, vermochten sie natürlich in ihrer Verblendung nicht zu übersehen; aber sie sollten es in kürzester Zeit erfahren.

9.
Ausbruch des Krieges.

Für Preußen handelte es sich nunmehr um Sein oder Nichtsein. Die Lage, in der es sich thatsächlich befand, war eine äußerst schwierige, die auch vielfach unter der Bevölkerung entsprechende Besorgniß hervorrief. Ganz abgesehen von den Absichten, mit denen sich, wie man fürchtete, Napoleon trug, mußte man sich doch auch sagen, daß die an und für sich schon nicht zu unterschätzende kriegerische Kraft Oesterreichs sich nun durch den Bund, der ihm etwa 150,000 Mann zur Verfügung stelle, in einem für Preußen bedenklichen Maße verstärkt habe. Dazu kam, daß ein Theil der Feindeskräfte seine Stellung zwischen den Haupttheilen des preußischen Staates hatte, was für den feindlichen Angriff eben so günstig, wie für die Vertheidigung unvortheilhaft war.

Nun begann die preußische kriegerische Action und zwar vom ersten Augenblicke an mit einer Schnelligkeit und Sicherheit, die alle Welt in Erstaunen setzte.

Schon an dem Tage nach der oben bezeichneten Abstimmung am Bunde hatte der Graf Bismarck an

die Könige von Sachsen und Hannover und den Kurfürsten von Hessen die Anfrage gestellt, ob sie in dem nunmehr zwischen Preußen und Oesterreich entbrennenden Kampfe sich zur Neutralität verpflichten, ihre Truppen auf den Friedensfuß zurückführen und versprechen wollten, die von Preußen ausgehende Bundesreform zu unterstützen, bei der Oesterreich, das der Mehrzahl seiner Bevölkerung nach als eine außerdeutsche Macht zu betrachten sei, nicht hinzugezogen werden dürfe. Auf die sofort erfolgten ablehnenden Antworten war noch an dem Abende desselben Tages an die genannten drei Fürsten der Krieg erklärt worden.

Drei Tage darauf hatte sich die Situation in Sachsen, Hannover und Kurhessen in ungeahnter Weise geändert: die preußischen Truppen hatten diese Länder besetzt, die beiden Könige waren mit ihren Schätzen geflohen, der Kurfürst von Hessen befand sich in preußischer Gefangenschaft. Letzteren hatte der vergebliche Versuch, des von der Bürgerschaft bewachten Staatsschatzes sich zu bemächtigen, um die zur Flucht günstige Zeit gebracht. Zwei Königreiche und ein Kurfürstenthum — und damit äußerst wichtige Positionen in Bezug auf den ausbrechenden Krieg — waren, und noch dazu ohne daß ein Tropfen Blut vergossen worden war, im Nu in den Besitz Preußens gekommen.

Doch das war die leichte Arbeit, die schwere sollte



Einmarsch preussischer Truppen in Frankfurt a/M.

Lithogr. Anst. von F. Neubürger jr. Dessau



nun erst anheben. Zwei Gewitterwolken ballten sich zusammen, um ihre Blitze gleichzeitig gegen Preußen auszusenden: das österreichische Heer im Süden von Schlesien und Sachsen her, und die Bundesarmee, die sich in der Nähe von Frankfurt am Main sammelte. Zwanzigtausend Sachsen überstiegen das Erzgebirge, um in der Reihe der Ungarn, Slaven und Kroaten gegen Preußen zu kämpfen; der blinde König von Hannover machte den Versuch, mit seiner 18 — 19,000 Mann zählenden Armee den Weg auf Frankfurt zu gewinnen, um seine Truppen der in der Formirung begriffenen Bundesarmee einzureihen.

Das waren Tage, an welchem der preußische Adler scharfen Blickes nach allen Seiten umher spähen mußte, um sich keinen Vortheil entgehen zu lassen!

Das preußische Volk aber in Stadt und Land, in Palast und Hütte lauschte ernsten Blickes und klopfenden Herzens der Dinge, die im Anzuge waren. Niemand ahnte, wie inhaltsschwer die Kriegsnachrichten sein würden, die in den nächsten Tagen schon mit donnernden Flügelschlägen und in ununterbrochener Reihe durch Preußen, durch Deutschland, durch Europa eilen, ja ihren Flug durch die Welt nehmen sollten. Wahrlich, die letzte Zeit des Juni und die erste Zeit des Juli des Jahres 1866 umschließt Tage, die für alle Zeit den denkwürdig-

sten und ehrenreichsten der Geschichte Preußens und Deutschlands sich anreihen.

Wie es schien, war in der preußischen Bevölkerung die Meinung vorherrschend, es hätten die beiden preußischen Armeen, von denen Sachsen im Fluge besetzt worden war (die Elb-Armee unter General Herwarth von Bittenfeld und die erste Armee unter Friedrich Karl), sowie die zweite preußische Armee unter dem Kronprinzen ihre Aufstellung an der Grenze Böhmens lediglich zum Zweck der Abwehr des Feindes genommen, von dem mit großen Worten verkündigt worden war, daß Berlin der Zielpunkt seiner Kriegsoperationen sei. Ueber das, was auf dem westlichen Kriegsschauplatz gegen die Bundesarmee etwa geschehen würde, hatte man gar keine Vorstellung; man hörte nur, General Vogel von Falckenstein werde dort die Kriegsoperationen leiten und wahrscheinlich zunächst die Vereinigung der hannoverschen Armee mit der Bundes-Armee zu verhindern und erstere aufzuheben suchen.

Die Annahme, daß die gegen Böhmen vorgeschobenen Armeen sich auf die Abwehr des Feindes beschränken würden, hatte um deswillen viel für sich, weil Böhmen ein von der Natur gebildetes großes Festungswerk ist, auf das, bei einigermaßen guter Vertheidigung, ein Angriff außerordentliche Schwierigkeiten darbietet. Gebirgskämme bis zu einer Höhe von 4—5000 Fuß er-

heben sich im Osten, Norden und Westen und fallen nach der Mitte zu allmälig ab. Die Thäler sind tief eingeschnitten und enge, die Wege winden sich schlangenartig, bald nach rechts und links, bald auf und nieder und stoßen überall auf Engpässe, die leicht zu vertheidigen, aber äußerst schwer zu nehmen sind.

Dennoch brachen die preußischen Armeen ungesäumt in das Land ein, um den Feind aufzusuchen und sich mit ihm zu messen. Am 22. Juni kündigte Prinz Friedrich Karl seinen Soldaten in einem Armeebefehl den Einmarsch in Böhmen an. „In diesem Kriege," heißt es in dem Armeebefehl, „handelt es sich — Ihr wißt es, um Preußens heiligste Güter und um das Fortbestehen unsers theuren Preußens. Der Feind will es ausgesprochenermaßen zerstückeln und erniedrigen, die Ströme von Blut, welche Eure und meine Väter unter Friedrich dem Großen und in den Befreiungskriegen und wir jüngst bei Düppel und auf Alsen dahin gegeben haben, sollen sie umsonst vergossen sein? — Nimmermehr."

Am folgenden Tage überschritt die erste Armee mit lautem Hurrahruf die böhmische Grenze, gleichzeitig erfolgte auch der Einmarsch der Armee unter Herwarth.

Hören wir über den Einmarsch der ersten Armee den Bericht eines Augenzeugen, des militärischen Bericht-

erstatters der Times*): „Die Straße war bedeckt von einem fast ununterbrochenen Strome von Infanterie-Regimentern, Batterien, Kavallerie-Abtheilungen, Militairwagen und einer langen Linie von zur Ergänzung aus der Umgegend requirirtem Fuhrwerk, während eine dicke Staubwolke, die zur Linken eine halbe Stunde entfernt aufstieg, uns zeigte, daß eine gleich starke Heeressäule dort vorwärts drang. Die Hitze war groß, und der Staub, der sich in dichten Wolken unter den Füßen erhob, hing schwer über den Marschcolonnen, aber die Mannschaft schritt wohlgemuth fürbaß und schien nicht von Ermüdung zu leiden. Ein Regiment, das 9., ist eben hier eingezogen mit klingendem Spiel und in geschlossenen Gliedern. Ohne den Staub auf dem Rücken könnte man glauben, daß sie den Marsch anzutreten eben im Begriffe ständen, statt davon herzukommen. Der Marsch war vortrefflich arrangirt: nichts von Verwirrung, und Halt hatte man blos zu

*) Wir halten es für zweckmäßig, uns auf Urtheile gerade solcher auswärtiger Zeitungen zu stützen, die noch kurz vor Ausbruch des Krieges eine feindliche Haltung gegen Preußen einnahmen, und die nur durch die augenscheinlichsten Thatsachen eines Bessern belehrt werden konnten. Ein dem Gegner abgezwungenes Lob wiegt ja doppelt schwer.

machen, um den Leuten die nöthige Rast zu gönnen. Das Gefähr der Trains wurde sorgfältig auf einer Seite der sehr breiten Chaussee gehalten, so daß die andre für die Truppen frei blieb. Die Soldaten marschirten in gehobener Stimmung, denn sie wußten, daß jeder Schritt sie näher an den Feind bringt, und sie verlangen nach dem Kampfe. Das Landvolk, das am Wege arbeitet, tauschte manch freundlich Wort mit den Leuten und gab ihnen aufrichtig gemeinte Wünsche mit auf den Weg, denn die in den sächsischen Dörfern einquartirt gewesenen Preußen haben sich bei den Bewohnern sehr beliebt gemacht. Nie ward ein Marsch besser geführt. Die Ernte, welche die Straße in ihrer ganzen Länge säumt, wurde an keiner einzigen Stelle niedergetreten. Obgleich die Straße vollgedrängt und staubig war, so verließen die Leute sie doch nie, und im Falle Halt gemacht wurde, wo Getreide am Wege stand, so entfernte sich kein Mensch weiter von der Marschlinie, als um sich auf dem schmalen Grasrain, der die Chaussee von den Feldern trennt, niederzusetzen." — „Heut," schreibt derselbe militärische Berichterstatter Tag's darauf, „hat die erste preußische Armee die böhmische Grenze überschritten. Die Truppen waren früh unter Waffen und traten nach Tagesanbruch in Reih und Glied. Von den Quartieren bis zur Grenze war noch manche Wegestunde zurückzulegen. Bald nach

7 Uhr Morgens waren, nahe der Grenze, doch noch auf sächsischem Boden, die Colonnen formirt; der Prinz Friedrich Karl langte kurz vor 8 Uhr an der Grenze an und nahm bei einem Zollhause seine Stellung, um die Truppen herüber marschiren zu lassen. Kaum war er daselbst angelangt, so ertheilte er die nöthigen Befehle, und wenige Augenblicke später hatten die Ulanen, welche die Avantgarde bildeten, die Grenze überschritten. Dann folgte die Infanterie. Als die vordern Reihen jedes Bataillons den ersten Punkt des Weges erreichten, an welchem sie die als Grenzbezeichnung dienenden österreichischen Farben zu Gesichte bekamen, erhoben sie einen Freudenruf, der sogleich von den hinteren Reihen aufgenommen und immer aufs Neue wiederholt wurde, bis die Leute das Zollhaus erreichten und ihren Soldaten-Prinzen auf der Grenzscheide stehen sahen; bei seinem Anblicke ging das bisher ausgestoßene Hurrahrufen in ein jubelndes Entzücken über, dessen laute Demonstrationen nur endlich aufhörten, um durch den Gesang eines Kriegsliedes ersetzt zu werden. Der Prinz Friedrich Karl selbst stand ruhig und gesammelt an der Landstraße; doch blickte er mit Stolz auf die vorüberziehenden Abtheilungen, — und wohl durfte er Stolz fühlen, denn noch nie überschritt eine Armee eine feindliche Grenze besser ausgerüstet, besser verpflegt und von höherem Muthe beseelt, als die, welche heut aus

Sachsen marschirte. Genau vor einer Woche zog diese selbe Armee kampfbereit in Sachsen ein, innerhalb dieser Zeit ist Sachsen vollständig occupirt worden, und gestern war die Mehrheit dieser Truppen wiederum concentrirt, um in Böhmen einzurücken. Die rapide Concentration hat Leistungen hervorgebracht, die für Truppen, die zum ersten Male ins Feld ziehen, ganz unerhört sind. So marschirte z. B. ein Husaren-Regiment drei Tage hintereinander große Distanzen, legte gestern gegen elf deutsche Meilen zurück und war heut wieder in der Marschlinie, die Pferde in trefflichem Zustande und die Mannschaften aussehend, als ob sie eben erst ausrücke."

Auch die Schlesische (2.) Armee unter Führung des Kronprinzen hatte sich bereits in Bewegung gesetzt, um von Osten her in Böhmen einzurücken. Der Plan der Ober-Generäle ging dahin, sich in der Ebene, die das Quellgebiet der Iser und Elbe bildet, zu vereinigen, deren Wichtigkeit schon von Friedrich dem Großen anerkannt worden war. Als selbstverständlich wurde vorausgesetzt, daß der österreichische Feldmarschall Benedek Alles daran setzen würde, die beabsichtigte Vereinigung zu verhindern: wo und in welcher Weise dem Vordringen der einzelnen preußischen Armeen zunächst Widerstand entgegen gesetzt werden würde, war abzuwarten. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl fand

bis hinter Reichenau keinen Feind, die Elb-Armee unter Herwarth stieß erst bei Hühnerwasser (zwei Meilen nord-westlich von Münchengrätz) auf feindliche Vorposten, und sie konnte sich nach Beseitigung geringen Widerstandes mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl vereinen.

Ein äußerst schwierig durchzuführendes Unternehmen war der Vormarsch der von dem Kronprinzen befehligten zweiten oder schlesischen Armee. In vereinzelten Colonnen mußten die Päſſe durchschritten werden, wodurch die Heereskraft zersplittert wurde. Richtete sich der Feind etwa darauf ein, den Gegner an den Ausgängen der Päſſe zu empfangen, so konnten nur die äußersten Spitzen den Kampf aufnehmen, für die es dann galt, den meilenlangen Colonnen Raum und Zeit zu ihrem Hervortreten zu erkämpfen. Es scheint nun Benedek's Absicht gewesen zu sein, die Armee des Kronprinzen durch Gegenüberstellung eines entsprechenden Heerestheils in das Gebirge zurückzudrängen, sie dort festzuhalten und dann mit zusammengefaßter Kraft sich auf die erste und die Elbarmee zu werfen und sie vor ihrer Vereinigung einzeln zu vernichten. Die Vereinigung der beiden eben genannten Armeen hatte er aber nicht zu verhindern vermocht, und daß es auch nicht in seiner Macht liege, die schlesische Armee in die Päſſe zurück-

zutreiben und ihr dann die Wege zu versperren, sollte er bald genug erfahren.

Am 26. Juni traf die Avantgarde der ersten Armee bei Libenau eine feindliche Abtheilung, von der eine Höhe besetzt war, die passirt werden mußte. Der Feind wurde verjagt, in der Nacht darauf von der Division Horn ein mit Erfolg gekrönter Ueberfall auf eine feindliche Brigade unternommen und Turnau genommen. Eben so erstritt sich eine kleine Zahl Tapfrer gegen Uebermacht auf österreichischer Seite die Brücke von Podol.

Auch auf der östlichen Seite Böhmens entbrannten nun heftige Gefechte, und wahrlich, die Tage vom 27. bis 29. Juni werden in der Geschichte Preußens stets unvergessen sein! Nicht weniger als vier Corps waren von Benedek dazu ersehen, die Armee des Kronprinzen auf dem böhmischen Boden zu empfangen. Schon am Abende des 26. Juni hatten sich bei Nachod kleine Gefechte entsponnen. Am nächsten Morgen gegen zehn Uhr stieß die preußische Avantgarde unter dem General-Major von Löwenfeldt auf starke feindliche Heerhaufen, und es kam zu einem auf preußischer Seite von dem General von Steinmetz geleiteten blutigen Kampfe. Der Feind hatte seine ganze Streitmacht frei, an Seiten der Preußen war dies eben aus oben angeführten Gründen nicht der Fall. Von den Oesterreichern

war ein heftiges Artilleriefeuer eröffnet worden, zwei Kürassier-Regimenter rückten langsam herbei. Auf Seite der Preußen hatten nur erst zwei Schwadronen und wenige Bataillone die Straße passirt, der Hohlweg war durch Geschütze und Wagen vollständig gesperrt. Die zuerst herausgekommene Artillerie nahm den Kampf gegen die übermächtige Artillerie des Feindes auf, die Bataillone besetzten die nächsten Waldsäume, die beiden Schwadronen aber stürzten sich auf die feindlichen Kürassier-Regimenter. Nach heftigem Kampfe wurden die Schwadronen geworfen. Um diese Zeit erschien der Kronprinz an der Spitze seines Stabes auf dem Kampfplatze, doch nur mit Mühe vermochte er durch die Geschütze und Wagen der Artillerie hindurchzukommen Als er eben den Ausgang erreicht hatte, da brauste die geworfene Kavallerie, lebhaft von den Oesterreichern verfolgt, den Weg herunter und mitten hinein in den gestopften Hohlweg. Gelang es der österreichischen Kavallerie, weiter vorzudringen, oder den anrückenden Bataillonen, sich des Waldes zu bemächtigen, so war der größte Theil der westwärts stehenden Infanterie verloren, wahrscheinlich auch die ganze Artillerie. Aber jeder Soldat fühlte, um was es sich hier handelte, und alle Anstrengungen der Oesterreicher vermochten nicht, die Bataillone aus den Wäldern zu verdrängen. Die folgenden preußischen Bataillone arbei-

teten sich durch die Artillerie durch, und schnell gesammelt, wurden sie rechts und links auf die Höhen geführt. Rasch ging es nun an die Herstellung der Ordnung in den Pässen. Die Wagen wurden auf die Seite geschoben, und allmälig fand sich Platz, die nachrückenden Bataillone zum Angriff vorgehen zu lassen. General von Steinmetz traf im heftigen Kugelregen mit größter Ruhe seine Anordnungen. Jetzt fuhren einige Batterien auf und sicherten die gewonnene Stellung. Es war zwölf Uhr geworden. Noch standen die österreichischen Kavallerie-Regimenter und erschwerten das Vordringen der Infanterie auf der Ebene. Inzwischen war es gelungen, das 1. Ulanen-Regiment und das 8. Dragoner-Regiment herauszubringen, und rasch geordnet, gingen die beiden Regimenter zur Attaque vor. Es war ein bedeutender Moment! Zum ersten Male sollten wieder preußische Schwadronen sich mit jener Kavallerie messen, die sich mit seltener Ueberhebung stets als die erste Europas ausposaunt hatte! Aber daß der Geist Seidlitz's, Ziethen's und Blücher's noch in unserer Kavallerie lebt, hat sich hier glänzend bewiesen. Beim ersten Anprall wurden die Oesterreicher, obgleich bedeutend stärker (die preußischen Regimenter gingen nur mit 3 Escadrons vor) gänzlich geworfen, und beide mußten ihre Standarten den Preußen überlassen. Bei diesem Kampfe wurden der Commandeur

General-Major von Wnuck verwundet, der Major von Natzmer fiel. Die Schlacht war zum Stehen gekommen, die Gefahr vorüber. Das aber genügte dem General von Steinmetz nicht; er wollte die Oesterreicher nicht nur abschlagen — es galt ihm, sie zu besiegen. Die Reserve-Artillerie fuhr auf, die Infanterie avancirte mit Hurrah und gefälltem Bajonnet. Der General von Olleck wurde dabei schwer verwundet. Ueberall wich der Feind vor den heranstürmenden Bataillonen, nur beim Ausgange des in Flammen stehenden Dorfes Wisokow kam es zum Handgemenge, das kurz, aber für die Oesterreicher vom verderblichsten Ausgange war. Inzwischen hatten die Kürassiere sich wieder gesammelt und gingen zum Angriff über. Die Ulanen, auf deren Flanke die Kürassiere eindrangen, mußten schwenken und aufmarschiren; aber mit seltener Schnelligkeit war die neue Front gewonnen, und wieder jagten die Tapfern auf die Kürassiere ein. Die österreichische Kavallerie wurde geworfen, versprengt und verschwand vom Schlachtfelde. Die siegreich nacheilenden Ulanen eroberten noch zwei Geschütze.

Jetzt war das Schicksal des Tages entschieden. Die Oesterreicher, die noch die Fahne des 1. Bataillons vom Regiment Deutschmeister den Preußen überlassen mußten, wichen zurück. Der General von Steinmetz führte seine Truppen vor, nur das Königs-Regiment in der

Reserve haltend. Die Ermüdung der Truppen, die einen starken Marsch und ein äußerst heftiges Gefecht bestanden hatten, zwang endlich, Halt zu machen, und es wurde die Verfolgung nur durch die Kavallerie und einige Bataillone fortgesetzt. Wie erschüttert der Feind war, ergab die Verfolgung, denn schaarenweise wurden verwundete Oesterreicher, die ihre Gewehre weggeworfen, als Gefangene eingebracht. („Wir haben sie wie die Hammel zusammengetrieben," meinten die, die Gefangenen zurückführenden Preußen.) 2000 Gefangene wurden bei Nachod untergebracht, bei der Verfolgung noch drei Kanonen erbeutet. Hocherfreut stellte der Kronprinz unserer Reiterei das Zeugniß aus, daß sie sich der so gerühmten österreichischen Reiterei überlegen gezeigt habe, und dankte dem General von Steinmetz im Namen des Königs für diesen schönen Sieg. In Wahrheit kann man wohl sagen, daß er schwer zu erringen war; denn der General hatte einem 29 Bataillone starken Feinde nur 22 Bataillone entgegen zu stellen, die erst nach und nach sich aus den Hohlwegen hervorarbeiten mußten. Der Verlust der Oesterreicher betrug 2000 Gefangene und ebenso viele Todte und Verwundete; außerdem verloren sie 3 Fahnen und 5 Kanonen. Die Preußen verloren an Todten und Verwundeten 800 Mann.

Während so bei Nachod gekämpft wurde, rückte das

erste Armee-Corps gegen Trautenau vor. Die furchtbare Hitze machte den Marsch auf der einzigen Straße höchst beschwerlich. Kaum in Trautenau angekommen, wurden die Bataillone gegen den Feind vorgeführt, und in raschem Vorgehen dieser von Kuppe zu Kuppe zurückgetrieben. Aber immer neue Truppen rückten zur Unterstützung des Feindes herzu, und immer schwieriger wurde es den vorgegangenen Truppen, die gewonnene Stellung zu halten. Dazu kam noch, daß in der Stadt verborgene Bürger und Soldaten aus den Häusern ein heftiges Feuer gegen die, die Stadt durchziehenden Bataillone eröffneten. Inzwischen gelang es preußischerseits, noch einige Bataillone heranzuziehen; das Feuer in der Stadt schwieg bei energischem Auftreten, und der Feind, der jetzt zwei ausgeruhte Brigaden ins Gefecht geführt hatte, wurde zurückgedrängt. Die Windischgrätz-Dragoner suchten dem Gefecht eine für den Feind günstige Wendung zu geben, aber das 1. preußische Dragoner-Regiment trabte gegen sie vor. Dieses Regiment, die alten Lithauer York's, bewährten sich auch hier. „Sie gingen über die Windischgrätz-Dragoner gut zur Tagesordnung über" berichtet ein Augenzeuge. Das berühmte Regiment Windischgrätz-Dragoner verschwand vom Schlachtfelde. Leider stürmten die tapfern Lithauer zu eifrig nach, und ins Klein-Gewehrfeuer

gekommen, mußten sie ihren Rückzug unter Verlust einer Zahl von Pferden antreten.

Es war drei Uhr; das Gefecht stand sehr günstig, überall hatte man den Feind zurückgedrängt. Um diese Zeit erschien ein Offizier des Generalstabes und meldete, daß bei Kwalisch die 1. Garde-Infanterie-Division stände und bereit sei, herzu zu rücken. Der commandirende General aber glaubte das Gefecht beendet. Der Feind war zurückgedrängt. Das Gefecht stand vor Trautenau noch auf demselben Punkt, die Preußen drangen langsam vor, den Oesterreichern großen Schaden zufügend und viele Gefangene machend. Etwa um vier Uhr jedoch fuhr der Feind plötzlich viel Artillerie auf. Gleichzeitig ging der Feind mit großen Massen auf der Straße von Pilnikau vor. Der Erfolg war zuerst nur gering, denn vor dem Schnellfeuer der eingenisteten Schützen stutzte der Feind und vermochte nicht, weiter vorzukommen. Der General von Bonin aber sah immer neue Massen sich heranziehen, er bemerkte gleichzeitig die Ermattung seiner Truppen, die seit frühem Morgen marschirt und seit acht Stunden im heftigen Gefechte waren. Es schien ihm daher nicht richtig, das gefährliche Defilée im Rücken, einen Kampf fortzusetzen, der ihm als alleinige Frucht nur ein Zurückdrängen der Oesterreicher bringen konnte, der aber, wenn der Feind sich noch verstärkte, für ihn

verhängnißvoll werden könne. Daher ging er Schritt für Schritt hinter das Defilée zurück. Der Feind hatte zu sehr gelitten, um ihm folgen zu können.

Die beiden Garde-Divisionen hatten an diesem Tage ihren Marsch nach Eipel und Kosteletz fortgesetzt, ohne auf einen Feind zu stoßen. Noch in der Nacht ging die Nachricht vom Gefecht bei Trautenau dem Prinzen August von Würtemberg zu, und er beschloß, sofort den Feind anzugreifen. Am 28. Juni, früh 3 Uhr, brachen die Garden auf. Der Feind wurde zum Theil noch im Bivouak überrascht und, die ersten Truppen schnell über den Haufen werfend, blieben die Garden stets im Vorrücken. Inzwischen aber hatte der Kanonendonner die feindliche Hauptmacht erweckt. Der Feind ordnete sich schnell und brachte seine Artillerie ins Gefecht, die, 64 Geschütze stark, ihre Geschosse den mit Hurrah und meist im Laufschritt vorrückenden Bataillonen entgegenschleuderten. Die Garden nahmen mit 12 Geschützen den Kampf mit den 64 feindlichen auf und blieben fortgesetzt im Vorrücken.

Während die 1. Garde-Division in dieser Weise vorwärts drang, ging die 2. (Grenadier-)Division auf Rautsch vor, unaufhaltsam über Schluchten und Berge. — Das 2. Bataillon „Franz“ hatte beim Erstürmen einer Höhe, auf der eine Batterie auffahren sollte, furchtbare Verluste. Es fielen der Commandeur, Major

v. Gaudy, auch die meisten Compagnie-Chefs. Aber den schwer ringenden Grenadieren eilte unter jubelndem Hurrah ein Bataillon vom Schwester-Regiment, dem Regiment Königin Augusta, zu Hülfe. Beide Bataillone drangen nun so unaufhaltsam vorwärts, daß die andern Regimenter der Garde-Division gar nicht mehr ins Feuer kamen.

Ueber Staudenz hinaus wälzte sich der Kampf auf Burkersdorf. Auch die erste Garde-Division war im starken Vorrücken geblieben. Der Feind wurde von Position zu Position getrieben, in denen er sich vergeblich vor den Bajonetten der Grenadiere und Füsiliere sicher glaubte.

Der 28. Juni hat das Gablenz'sche Corps aufgelöst. Gingen auch noch einige Bataillone geordnet vom Schlachtfelde zurück, so zeigte doch die Straße nach Königinhof, wie bald sich ihre Ordnung aufgelöst hatte. Da lagen Tornister, Gewehre, Wagen aller Art im wirrsten Durcheinander, und die Gefangenen wurden in Massen eingebracht. Mit dem Verlust von etwa 1000 Mann haben die Garden hier einen schönen Erfolg errungen, denn der Feind verlor 4—5000 Todte und Verwundete und 5000 Gefangene, 3 Fahnen und 10 Geschütze. Die Auflösung des Gablenz'schen Corps war derartig, daß am andern Tage in Eile ein Regiment (Coronini) vom 4. österreichischen Corps gegen

Königinhof vorgeschoben wurde, um die Arrière-Garde zu bilden, da das Gablenz'sche Corps dazu nicht im Stande war. Aber auch dieses Regiment erlag einem Angriff der Avant-Garde des Garde-Corps und hatte Noth, das rechte Elbufer zu erreichen. Der Anblick der Stadt Trautenau war furchtbar; die Einwohner hatten sich zumeist geflüchtet, die Häuser, aus denen auf die Preußen geschossen worden, waren beim Stürmen der Stadt arg mitgenommen.

Militärische Berichterstatter, die später die Schlachtfelder besuchten, können bei Vorführung einer und der andern Oertlichkeit nicht lebhaft genug ihr Staunen ausdrücken, daß es den Preußen möglich geworden ist, sie zu nehmen. So sagt Ferd. Pflug: „Das eigentliche Schlachtfeld des ersten Schlachttages von Trautenau sind die Höhen, welche südöstlich von der Stadt und hart über derselben emporragen, mit dem deren Endpunkt bildenden Kapellenberge, wie die Thäler und Gründe jenseits derselben. Es ist das eine der Stellungen, von welchen man nicht begreifen kann, wie auch die unübertrefflichste Tapferkeit sich ihrer bemächtigen konnte. Mit Ausnahme des Kapellenberges, der nach allen Richtungen bis zu seinem halben Abhang bewaldet ist, bietet dieser bis zu seinem Gipfel mit Getreide bepflanzte, bis sechshundert Fuß hohe Bergrücken nicht das geringste Deckungsmittel, das die Annäherung zu

erleichtern vermöchte. Athemlos von dem beschwerlichen Steigen mußten die Angreifer demnach oben anlangen, um auf dem Wege hinauf von der Kartätschenfront der feindlichen Geschütze gezehntet und überschüttet, unmittelbar in den Streit mit einem noch ganz frischen und ausgeruhten Gegner einzutreten. Und dennoch sind diese Höhen genommen worden!"

Hören wir an dieser Stelle auch noch den militärischen Berichterstatter des französischen Blattes Siècle über den Kampf bei Nachod: „Der Ober-General, der Kronprinz von Preußen, wohnte vom Anfange an der Schlacht mit seinem Generalstabe bei und verließ nicht das Schlachtfeld, ehe der Sieg zu Gunsten der Preußen entschieden war. Mehrere Granaten platzten in seiner Nähe, doch ohne ihn zu verwunden. Man kann sich keinen Begriff machen von der Kaltblütigkeit, welche diese jungen preußischen Soldaten in ihrer ersten Schlacht gezeigt haben. Alle haben sich mit Heldenmuth geschlagen, auch die preußische Kavallerie hat heute ihren Kriegsruhm bewährt, und das 37. Infanterie-Regiment, die Füsiliere von Westphalen, haben sich besonders ausgezeichnet."

Doch die Luft ist noch verdunkelt von Pulverdampf, wir haben noch andere Schlachtfelder zu besuchen. Da es sich jedoch hier nicht um eine eingehende kriegsgeschichtliche Darstellung, sondern wesentlich nur

darum handeln kann, den Charakter und die Erfolge der Kämpfe darzustellen, so werden wir uns befleißigen, auf Grund beglaubigter Berichte zunächst noch diejenigen kriegerischen Thaten in Kürze vorzuführen, die der Zeit vor der großen Entscheidungsschlacht bei Königgrätz angehören.

Am 28. Juni ging die erste Armee unter Friedrich Karl und die mit jener vereinte Armee des General Herwarth gegen Münchengrätz vor. Gegenüber stand das 1. österreichische Corps (Clam Gallas), die Brigade Kalik und die sächsische Armee. Der Feind wurde geworfen und ließ 1400 Gefangene in den Händen der Preußen. Am 29. Juni rückte die Armee gegen Gitschin vor. In den Nachmittagstunden gegen 5 und 6 Uhr stießen die auf verschiedenen Straßen marschirenden Divisionen Tümpling und Werder auf den Feind, welcher starke Stellungen inne hatte. Er wurde sofort angegriffen, war mit anbrechender Nacht geschlagen und zog sich unter dem Schutze der Nacht in Unordnung durch Gitschin zurück, welches um 11 Uhr Abends unsere Truppen besetzten. An diesem Tage hatten den preußischen Truppen das ganze 1. Corps, außerdem die Brigade Kalik und die sächsische Armee gegenüber gestanden. Die österreichischen Verluste an Gefangenen waren sehr bedeutend, ebenso an Todten und Verwundeten. Auf preußischer Seite wurde verwundet General

v. Tümpling. Der Kampf war heiß, wiederholt schlugen Theile des Leib-Regiments Kavallerie-Attaquen ab, und zwar ohne Carré zu formiren. Die Zahl der Gefangenen betrug in den letzten Tagen über 5000.

Am 29. Juni wurde das Hauptquartier des Kronprinzen über Gitschin hinaus, am 1. Juli nach Praus-nitz verlegt.

Benedeks Plan, die Armee des Kronprinzen in das Gebirge zurückzuschlagen und darauf die beiden von Norden kommenden Armeen mit Uebermacht zu überfallen und zu vernichten, war vollständig gescheitert. Nicht nur hatten die Oesterreicher furchtbare Verluste erlitten, sondern es war auch bereits am 29. Juni die Vereinigung sämmtlicher preußischer Heerestheile in Böhmen bewirkt worden.

Nunmehr war der Tag nahe, an dem ein Ringen der beiderseitigen Gesammtkräfte stattfinden sollte, wahrlich, ein Entscheidungstag von unermeßlicher Wichtigkeit für Preußens und Deutschlands fernere Geschicke! —

Blicken wir noch einmal auf die letzten Tage des Juni zurück, die so überaus erfolgreich für die preußischen Waffen waren. Alle Welt war überrascht, das Inland wie das Ausland, Freunde wie Gegner. Die Preußen hatten freilich gehofft, den Feind zu bewältigen; aber daß dies in dem Maße geschehen würde, als jetzt offenkundig vorlag, hatten sie sich nicht träu-

men lassen. Es war ihnen bewußt gewesen, daß sie es mit einem starken Feinde aufzunehmen haben würden, der sich den Ruhm der Tapferkeit und der Todesverachtung mit Recht erworben hatte.

Und was sagten die Herren zu Wien, denen kein Wort zu niedrig gewesen war, Preußens Heer und Volk zu schmähen? Als sie aus ihrer Betäubung, in die die ersten donnernden Schläge sie versetzt hatten, erwachten, riefen sie: „Das hat das Zündnadelgewehr gethan; eine Maschine hat uns besiegt, nicht die Tüchtigkeit des Gegners!" — Aber dieser Ruf hielt nicht lange Stich, und es gehört auch zu den preußischen Siegen, daß man wenige Tage darauf in Wien eingestehen mußte: „Die Intelligenz der Führer des preußischen Heeres und die Intelligenz der Truppen: — das ist das eigentliche Zündnadelgewehr, das uns so übergroßen Schaden zugefügt hat!" —

In diesem Urtheil begegneten sich auch alle militärischen Berichterstatter aus fremden Staaten, die den Bewegungen der Truppen auf beiden Seiten gefolgt und Augenzeugen der Kämpfe gewesen waren. Das Zündnadelgewehr hat sich als tüchtige Waffe bewährt, das läßt sich nicht in Abrede stellen. Aber konnte es da die Entscheidung herbeiführen, wo die Oesterreicher in festen Stellungen standen, in dichten Gehölzen oder auf hohen Bergen? Da mußten andere kriegerische

Kräfte zu Tage treten, als der Besitz irgend welcher Waffe sie bietet. „Die wahre Ursache der Erfolge Preußens," sagt die französische Zeitschrift „Opinion nationale", „liegt hauptsächlich in der Vorzüglichkeit seiner Generale, in der Intelligenz und dem Muthe seiner Soldaten. Da der Unterricht in allen Standesklassen verbreitet ist, arbeitet jeder in seiner Sphäre mit Intelligenz nach dem vorgesteckten Ziele." — „Kühnheit und Gewandtheit," schreibt ein Correspondent der Spenerschen Zeitung unter dem 30. Juni aus Paris, „sind die Bezeichnung, welche der preußischen Kriegsführung hier fast von der gesammten Presse beigelegt worden, und man fängt nachgrade an, über das vielgepriesene Geheimniß zu spotten, mit welchem der österreichische Oberfeldherr seine strategischen Pläne verberge." — „Es läßt sich nicht leugnen," äußert die Weser-Zeitung, „daß das Zündnadelgewehr ein Fortschritt in der Technik ist. Aber gerade darin liegt das Erfreuliche dieser Waffe, daß sie einen intelligenten Soldaten erfordert; in der Hand eines Kosaken ist sie ein unbeholfener Apparat. Oesterreich wird gezwungen sein, dieses Gewehr einzuführen, und um es gebrauchen zu können, wird es sich bemühen müssen, seine Soldaten auf einen höhern Grad der Intelligenz zu erheben."

Eben an der erforderlichen Intelligenz oben wie unten fehlte es im österreichischen Heere.

Die preußische Armee hatte ausgezeichnete Ober-Generale: den Kronprinzen, den Prinzen Friedrich Karl, den General Herwarth v. Bittenfeld, außerdem bewährte Unterführer, wie die Generale Steinmetz, Horn, Fransecky und Andere. Außer den Genannten standen den Ober-Generalen Strategen zur Seite, wie sie ein Heer sich nicht besser wünschen kann, dem Kronprinzen der General von Blumenthal, dem Prinzen Friedrich Karl der General von Voigt-Rheetz. Chef des preußischen Generalstabes ist der General Freiherr von Moltke. Ueber diesen General schrieb ein englischer Berichterstatter: „Sein schnelles hellblaues Auge, die hohe Stirn und die wohlgebaute Figur machen ihn als einen intelligenten und energischen Mann kenntlich, aber obgleich schnell im Handeln, ist er doch im Gespräch so vorsichtig und in der Unterhaltung so behutsam, daß er wegen dieser Eigenschaft und seiner ausgedehnten Kenntniß europäischer Sprachen in der Armee als ein Mann bekannt ist, welcher in sieben Sprachen schweigt. Sorgsam und arbeitsam hat er mit eigener Hand und persönlich fast jede Einzelheit der Operationen ausgearbeitet, in welchen er Europa durch die blitzschnelle Geschwindigkeit seiner Schläge und furchtbare Consequenz seiner Dispositionen überrascht hat, vor denen die österreichische Armee dahinschwand, fast noch ehe sie zusammen war, und welche ihm von seinen

Landsleuten den Titel des ersten Strategen in Europa eingebracht haben."

Handelt es sich darum, in ein Land mit Heereskraft einzudringen, so ist für die Leiter des Feldzuges Kenntniß des Bodens unentbehrlich. Auf preußischer Seite hatte man sich, was Böhmen betrifft, entsprechend vorbereitet. Daß auch die Oesterreicher sich Kenntniß der Bodenverhältnisse Schlesiens u. s. w. verschafft hatten, ist nicht zu bezweifeln; wohl aber darf in Zweifel gezogen werden, daß ihre Vorbereitung der der Preußen gleich kam. „Lange bevor die preußischen Truppen unsere Grenze überschritten," schreibt eine Wiener Zeitung, „kämpfte das Ingenieurcorps derselben in Böhmen mit Cirkel und Linealen gegen uns und bereitete der bewaffneten Mannschaft den Sieg vor. Preußen hat Situationskarten der böhmischen Kronländer mit den allergenauesten nnd ausführlichsten topographischen Details, Generalkarten mit Angabe aller Flußbreiten, aller Spannweiten unserer Brückenlagen, mit Maßstäben unsers gesammten Eisenbahnnetzes, Preußen wußte schon längst, welchen Weg es durch Böhmen, Mähren und Schlesien ziehen werde, und wo und welche Hindernisse man seinem Vorrücken entgegenstellen werde, es hatte sich im Voraus in den Stand gesetzt, sie alle zu überwinden."

Wenn nun auch mit diesem Urtheile zu weit ge-

griffen wird, da es ja der preußischen Heerführung unmöglich war, zu wissen, auf welchen der unzähligen, für die Vertheidigung günstigen Punkten Widerstand gefunden werden, wie stark und welcher Art derselbe sein werde u. s. w., so können wir doch sagen: Wir sind stolz darauf, ein Ingenieurcorps das unsre nennen zu dürfen, das die ihm zustehende Aufgabe in so vortrefflicher Weise gelöst hat! — Schon ehe der Donner der Geschütze sich erhob, standen die Geister gegen einander im Kampfe, und schon zu dieser Zeit begann die Wage, auf der Oesterreichs Heil und Unheil gewogen werden sollte, zu seinen Ungunsten zu sinken.

10.

Kämpfe gegen die Hannoveraner und die Süddeutschen.

Ehe wir an die Darstellung der Entscheidungsschlacht von Königgrätz gehen, haben wir einen Blick auf den Kampf Preußens gegen die Vasallen Oesterreichs zu werfen.

Die 18—19,000 Mann zählende hannoversche Armee hatte ihren Marsch nach Süden angetreten, um ihre Vereinigung mit der Bundesarmee zu bewerkstelligen; der König Georg befand sich in ihrer Mitte. Von Seiten Preußens waren indeß augenblicklich die nöthigen Vorkehrungen getroffen worden, um die Absicht der Hannoveraner zu vereiteln. Dies gelang; die hannoversche Armee mußte bei Langensalza Halt machen. Von hier aus sandte der König Georg den Archivrath Onno Klopp*) zum Commandirenden der bayrischen Armee, Prinzen Karl von Bayern, und ließ um Zuzug bitten. Der Prinz äußerte, eine Armee von 18—19,000 Mann werde sich wohl selbst durchschlagen können, doch sandte er bald darauf einige schwache Abtheilungen seiner Armee nordwärts. Nun forderte der König Georg den Herzog von Gotha auf, zwischen ihm und dem Könige von Preußen zu vermitteln. Er begehrte das Zugeständniß freien Durchzuges nach Bayern, wogegen er sich verpflichten zu wollen erklärte, „längere Zeit" nicht gegen Preußen zu kämpfen. Der Her-

*) Dieser Mann, der sich durch eine Schmähschrift auf Friedrich den Großen bei allen Wohldenkenden in einen üblen Ruf gebracht hatte, war gerade dieser Schrift wegen von dem Könige Georg aus einer untergeordneten Stellung zum Archivrath erhoben und von demselben Fürsten und dem Kaiser von Oesterreich mit Orden decorirt worden.

zog von Koburg wandte sich sogleich an den König Wilhelm von Preußen, und die Verhandlungen begannen. Der König Wilhelm, gern bereit, Blutvergießen zu verhindern, verlangte, daß für „längere Zeit" ein Jahr festgesetzt werde, und daß Hannover Garantien für Innehaltung des Abkommens geben müsse. Dies lehnte König Georg ab. Es war ihm eben nur darum zu thun, Zeit zu gewinnen, denn immer noch hoffte er, die Bayern würden mit starker Macht ihm entgegenziehen und ihn aus seiner Lage befreien. In derselben Absicht wandte er sich Tag's darauf (am 25. Juni) direct an den König Wilhelm und bat um 24stündige Bedenkzeit. Diese wurde ihm gewährt, obgleich für die Preußen, die den Hannoveranern die Auswege verstellt hatten, jede Stunde kostbar war, da es ja für sie von größter Wichtigkeit sein mußte, der Bundesarmee möglichst wenig Zeit zu ihrer Concentrirung zu lassen. Doch die hannoversche Armee, die auf ihren alten Kriegsruhm mit Recht stolz sein konnte, stand in zu großer Achtung beim Könige Wilhelm, als daß er sich einen neuen Versuch hätte versagen können, einen Kampf mit derselben zu verhindern. Durch den Telegraphen empfingen die preußischen Heerführer den Befehl, sich bis zum 26. Juni Vormittags 10 Uhr jeder Feindseligkeit gegen das hannoversche Heer zu enthalten. Der König Wilhelm ging noch

weiter. Er garantirte dem Könige Georg noch einmal seinen Besitzstand, jedoch unter der Bedingung, daß er die von Preußen vorgeschlagene Bundesreform anerkenne und seine Armee in die Heimat entlasse. Der Act der Milde des Königs Wilhelm führte jedoch nicht zu dem erwünschten Ergebniß; König Georg bestand auf seiner Forderung, ihn ungehindert nach Bayern ziehen zu lassen.

Die Oberleitung der preußischen Heerestheile, von denen die Hannoveraner in einem weiten Kreise umstellt waren, war dem General Vogel von Falckenstein übertragen. Dieser wäre im Recht gewesen, wenn er die Feindseligkeiten gegen die Hannoveraner schon am 26. Juni mit dem Glockenschlage 10 Uhr begonnen hätte. Er that dies jedoch nicht, sondern zog nur bis zum nächsten Tage seine Truppen näher zusammen. Am 27 Juni brach König Georg mit seinem Heere in nördlicher Richtung auf. Da führte der General Flies einen Angriff auf die hannoversche Arriéregarde aus, in der Absicht, das hannoversche Heer in der Stellung festzuhalten. Das Gefecht wurde mit jedem Augenblicke lebhafter, denn die hannoverschen Abtheilungen, die schon auf dem Marsche waren, kehrten zurück. Es währte nicht lange, so hatten die 8000 von Flies geführten Preußen das ganze hannoversche Heer gegen sich. Auf beiden Seiten ward mit größtem Muthe

gekämpft. Nachdem die Preußen von Vormittags 10 Uhr bis Nachmittags ½5 Uhr bei glühender Sonnenhitze in ununterbrochenem Kampfe gestanden hatten, und General Flies seine Absicht, die Hannoveraner festzuhalten, erreicht sah, ging er langsam zurück. Für den blinden König hatte man bei Beginn des Gefechtes einen sichern Platz in einem Hohlwege gefunden; gleichwohl prahlte er später mit dem „Siege", den er über die Preußen erfochten habe. Die Wahrheit war, daß die Hannoveraner, wie bemerkt, tapfer gekämpft hatten, sich aber doch, trotz ihrer Ueberzahl, zu erschüttert fühlten, um nach Abbruch des Gefechts von Seiten der Preußen an eine Verfolgung derselben denken zu können.

Nun aber ließ der General von Falckenstein seine Heerestheile von den verschiedenen Seiten herzurücken und ordnete für den 29. Juni einen allgemeinen Angriff auf den Feind an. Blieb der König Georg bei seiner Verstocktheit, so war seine vortreffliche Armee dem Untergange geweiht. Aber der Muth war ihm doch nun entsunken, er erbot sich zur Kapitulation. Die Armee wurde entwaffnet und unter dem Versprechen, nicht gegen Preußen Dienste nehmen zu wollen, in die Heimat entlassen, dem Könige wurde die Wahl seines Aufenthalts, jedoch außerhalb Hannovers, freigestellt, die Offiziere behielten Waffen, Gepäck und Pferde.

Der Kampf hatte auf beiden Seiten gegen 2000 Todte und Verwundete gefordert.

Wir fügen diesem Gefechtsberichte ein Wort des kundigen Heinrich von Treitschke über die Regierung Hannovers, namentlich die des letzten Königs bei: „Alle Welt weiß, wie der Neid des Welfenstaatsmannes Münster auf dem Wiener Congresse sich anstrengte, Preußen um den Lohn seiner im Freiheitskriege gewonnenen Siege zu betrügen, und wie dann dreißig Jahre lang Hannover den werdenden Zollverein bekämpfte. Das Welfenhaus ward ein anderes Geschlecht von Landschaden für Niederdeutschland, hemmte und quälte den Verkehr von Oldenburg, Hamburg, Braunschweig, Bremen und that sein Bestes, die Mündungen der herrlichen Ströme, die eine kurzsichtige Diplomatie ihm in den Schooß geworfen, nutzlos zu machen für die Welt. Sechsmal binnen funfzig Jahren ward die Verfassung von Grund aus geändert, jede Sicherheit des öffentlichen Rechtes ist dahin, und seit der Thronbesteigung Georgs V. bietet der Welfenhof ein Schauspiel, das ein sittliches, gottesfürchtiges Volk niemals hätte dulden sollen. Wenn die Blindheit, statt die Seele des geschlagenen Mannes zu adeln und zu vertiefen, ihm selber eine Quelle der Lüge und des Hochmuths wird, dann ist es sündlich, des Blinden zu schonen. Der Regierungsantritt des König erfolgte wider die

Vernunft, und wie er selbst sehr wohl wußte, wider das Recht. Deutsche Geduld ertrug die Herrschaft eines Blinden, die, in einem kräftigen Großstaate schlechthin undenkbar, auf europäischem Boden bisher nur im byzantinischen Reiche geduldet worden ist. An Byzanz in der That, an die ärmlichsten Epochen menschlicher Verkümmerung, gemahnt dieser König, der so lange den Sehenden spielte, bis ihm die Lüge zur Natur, jedes Wort, jede Miene zur Unwahrheit wurde. An die Byzantiner erinnern auch seine nichtigen Höflinge, die auf solches Gaukelspiel gelassen eingingen. Alle Sünden des Welfen- und des Stuartsblutes scheinen in dem unheilvollen Manne sich noch einmal angesammelt zu haben; seine knabenhafte Thorheit erinnert an Karl von Braunschweig, die frömmelnde Selbstvergötterung an Jakob II. von England. In der Enge unsers deutschen Lebens erscheint auch das Nichtswürdige kleinlich und darum komisch; aber wenn wir gedenken, wie dieser Fürst Tag für Tag die Langmuth Gottes herausforderte durch das Prahlen mit der Welfenherrschaft bis an das Ende aller Dinge, wie das ganze Land Gott in der Kirche danken mußte für die wunderbare Errettung des Welfensprossen, der sich durchaus nicht in Gefahr befunden hatte, so müssen wir beschämt gestehen: freventlicher als auf hannoverschem Boden ist Gott nie gelästert worden. „Zerstäubt

sind die Juristenschnitzer, der höchste Herr ist Grundbesitzer," rief eine servile Adresse dem Könige zu, als die Verfassung wieder einmal gebrochen war, der Fürst sich ein Krongut ausscheiden ließ und das Land übervortheilte." Nun, der blutige Kampf, in den er die wackre hannoversche Armee hineinzog, war der letzte Schaden, den er seinem Lande verursachte; sein Königsrecht war damit für immer verwirkt, und er mag sich nun mit seinen Millionen trösten, die er aus dem Schiffbruch, den er durch eigene Schuld erlitt, nach England rettete.

Mit der Capitulation der Hannoveraner waren die preußischen Streitkräfte für weitere Operationen nach dem Süden hin frei geworden. Dort war die Bundesarmee immer noch in der Sammlung begriffen; doch sollte ihr nicht mehr lange Zeit gewährt werden, mit Worten zu prahlen oder sich in Hoffnungen einzuwiegen, die durch unwahre Gerüchte über die Vorfälle in Böhmen in ihr fortgesetzt angeregt wurden. Der Führer des bayrischen Heeres, Prinz Karl von Bayern, hatte den Plan, seine Armee mit der Bundesarmee unter dem Prinzen Alexander von Hessen zu vereinigen, und es stellte sich nun für den Ober-Commandirenden der auf dem westlichen Kriegsschauplatze stehenden preußischen Heerestheile Vogel von Falkenstein als nächste Aufgabe heraus, die beabsichtigte Vereinigung zu ver-

hindern. Das erste Gefecht fand bei Dermbach und Hünefeld (zwischen Eisenach und Fulda) gegen die Bayern statt, die zurückgeworfen wurden. In derselben Gegend folgten noch mehrere Gefechte, und es wurde der Zweck, die Vereinigung zu verhindern, dadurch schon vollständig erreicht. Die Bayern zogen sich hinter die fränkische Saale zurück, nahmen gute Aufstellungen, wurden aber, vom General von Falckenstein trotz heftigen Widerstandes, in fünf Gefechten geschlagen. Am 13. Juli wurde die Darmstädtische Division von der Brigade Wrangel gesprengt, Tag's darauf erfolgtebei Aschaffenburg ein entscheidender Schlag der Division Göben gegen die von Neipperg geführten Oesterreicher, Kurhessen und Darmstädter. Am 16. Juli ward Frankfurt am Main von Preußen besetzt; die Gesandten, die bis zu dem Siege der Preußen bei Aschaffenburg immer noch in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt den „Bundestag" gespielt hatten, waren hinweggeeilt, um in Augsburg ihr lächerliches Spiel noch für eine kurze Zeit zu erneuen.

Um den siegreich begonnenen Kampf gegen die Feinde Preußens im Südwesten schnell zum Abschluß gelangen zu lassen, hatte der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin den Befehl vom Könige von Preußen empfangen, mit dem zumeist aus Mecklenburgern bestehende 2. Reservé-Corps von Sachsen aus in Bayern

einzurücken. Am 23. Juli erreichte er Hof, am 28. Juli schlug er eine bayrische Heeresabtheilung bei Bayreuth.

An der Spitze der Main-Armee war inzwischen der General von Manteuffel an Stelle des Generals von Falckenstein getreten, der vom König Wilhelm dazu ersehen worden war, die Verwaltung Böhmens in die Hand zu nehmen. Am 25. und 26. Juli wurden die Bayern von der Armee Manteuffels bei Gerchsheim, Helmstadt und Roßbrunn geschlagen, Würzburg lag der Main-Armee offen.

Uebersichtlich spricht sich ein vom General Manteuffel erlassener Armeebefehl über die Bewegungen und Kämpfe seiner Truppen folgendermaßen aus: „Ich rufe Euch die Gefechtstage und die Erfolge Eurer Siege in Eure Erinnerung zurück. Nachdem Ihr unter Eurem früheren so bewährten und kriegserfahrenen Führer, General der Infanterie von Falckenstein, das Königreich Hannover, Kurhessen und die weiten Länder bis Frankfurt am Main erobert, die ganze hannoversche Armee zur Waffenstreckung gezwungen, die Bayern am 4. Juli bei Neidhardhausen, Zelle und Wiesenthal, am 10. Juli bei Hammelburg, Kissingen, Friedrichshall, Hausen und Waldaschach, am 11. Juli bei Oertenbach, die Hessen-Darmstädter am 13. bei Laufach diese und die Oesterreicher am 14. bei Aschaffenburg geschlagen, habt Ihr am 16. Juli Euren

siegreichen Einzug in Frankfurt gehalten. Nach kurzer Rast habt Ihr den Feind von Neuem aufgesucht, am 23. die Badenser bei Hundheim, am 24. die Oesterreicher, Würtemberger, Hessen-Darmstädter und Nassauer bei Tauberbischofsheim, die Badenser bei Hochhausen und Werbach, am 25. das ganze vereinigte Bundescorps bei Gerschheim und die bayrische Armee bei Helmstadt, letztere am 26. Juli auch bei Roßbrunn geschlagen und seid heut nach zwanzig größeren und kleineren stets siegreichen Gefechten in Würzburg eingerückt. Der Erfolg dieser Siege ist, daß die Main-Armee nicht blos die Länder nördlich des Main gewonnen, sondern auch die Gewalt ihrer Waffen über Hessen-Darmstadt hinaus bis tief nach Baden und Würtemberg hineingetragen hat.“

Durch alle diese Schläge waren die eigentlichen Urheber der Kämpfe süddeutscher Truppen gegen Preußen nicht wenig erschüttert worden; das Meiste aber zu ihrer Ernüchtung hatte die Kunde von der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz beigetragen. Da mußten denn lügnerische Berichte über angebliche Siege Oesterreichs, die systematisch verbreitet wurden, herhalten, um die Truppen, die leider gezwungen waren, einer schlechten Sache zu dienen, wenigstens noch eine Zeit lang vor gänzlicher Muthlosigkeit zu bewahren.

11.

Königgrätz.

Nachdem den preußischen Armeen in Böhmen die Vereinigung gelungen war, faßte der österreichische Feldmarschall Benedek seine gesammte Heereskraft zusammen, um mit zermalmender Wucht einen Schlag auf den Gegner auszuführen, ihn zu zersprengen und danach die einzelnen Heerestheile auf böhmischem Boden zu vernichten. Auf beiden Seiten wurden die Kräfte aufs Aeußerste angespannt: die Preußen waren von dem Verlangen beseelt, durch eine Hauptschlacht den bis jetzt glänzend errungenen Erfolgen die Krone aufzusetzen; die Oesterreicher dursteten danach, ihren erschütterten kriegerischen Ruhm wieder herzustellen. Das österreichische Heer, 280,000 Mann stark, hatte bei Sadowa, zwischen Königgrätz und Josephstadt, Stellung genommen; das vereinte Heer der Preußen zählte 300,000 Mann.

Ein kundiger Militär giebt uns in einer lesenswerthen Schrift*) folgende Darstellung über die Stel-

*) Die Schlacht bei Königgrätz. Berlin. In Commission bei Max Matthies.

lung der Oesterreicher: „Die das rechte Ufer der Elbe von ihrem Ursprunge an begleitenden felsigten Höhen verflachen sich bei Josephstadt zu einer Hügelgruppe, welche gegen die Elbe hin zuletzt in eine vollständige, wasserreiche Ebene ausläuft. Nirgends sind bei dieser Hügelgruppe die Abhänge so steil, daß sie den Bewegungen irgend einer Truppengattung hinderlich wären, vielmehr gestatten sie überall flach auslaufend der Artillerie ein wirksames Feuer von günstigen Aufstellungen aus. Bei dem schweren, fetten und fruchtbaren Lehmboden wird hier der Landbau ergiebig und eifrig betrieben, und in Folge dessen liegen auf und zwischen den Hügeln, wie in den in muldenförmigen Thalstrecken befindlichen Wiesen, zahlreiche Dörfer und Gehöfte. Diese mit ihren Gemüse- und Obstgärten, so wie die dazwischen liegenden dichten und hochstämmigen, jedoch wenig ausgedehnten Waldstrecken, geben den Truppen Gelegenheit, für eine hartnäckige Vertheidigung sich einzunisten. Kleine, wenn auch nicht tiefe Flüsse oder richtiger Bäche mit ihren ziemlich breiten, sumpfigen, zum Theil bebuschten Thälern bei flachen Rändern, finden von dieser Hügelgruppe nach verschiedenen Richtungen ihren Weg zur Elbe und bringen für vordringende Truppen neue und schwierige Hindernisse. Ein solches Flüßchen ist die Bistritz, welche unterhalb Horsitz auf einer Strecke von etwa drei Meilen und in einem Abstande von etwa

einer Meile fast gleichlaufend mit der Elbe bleibend, die Front der österreichischen Stellung von Benatec bis Nechanitz deckte. Die in seinem Thale liegenden Dörfer, wie fast alle in dieser Gegend Böhmens, bieten gleich denen in Polen den Anblick trauriger, hölzerner Hütten neben massiv gebauten Herrenhäusern, Fabrikgebäuden, Kirchen und Wassermühlen, und die letzteren erhöhen die Widerstandskraft dieser Dörfer, wenn sie zu einer ausdauernden Vertheidigung besetzt werden, während die Menge hölzerner Häuser sie leicht dabei in Flammen aufgehen läßt. — Der rechte Flügel der österreichischen Stellung lehnte sich an das Thal der Trotina, ein ähnliches Flüßchen wie die Bistritz. — So blieb auf dieser Seite nur der leicht zugängliche Theil der Stellung zwischen beiden genannten Flüßchen, aber die wellenförmigen, langgestreckten Hügel bei Horzinowes, Masloged und Czisstowes bieten hier vortheilhafte Aufstellungspunkte für Artilleriemassen, und weiter zurück bei den Dörfern Chlum und Lipa mit ihren zum Theil bewaldeten Kuppen finden sich die größten Erhebungen de Hürgelgruppe und machen diese Gegend zum Schlüssel der Stellung."

Der bezeichnete Militär führt ferner an, daß mit größter Mühe und Eile zahlreiche Batterien aufgestellt, deckende Erdhaufen, Schützengräben, selbst in hintereinander liegenden Stellungen angelegt worden waren,

daß man durch Verbarrikadirungen und Verhaue die Dörfer und Waldstrecken zu tüchtiger Vertheidigung eingerichtet, und um der so zahlreichen Artillerie die ausgiebigste Wirkung ihrer gezogenen Geschütze zu sichern, Lichtungen für sie ausgehauen und die entscheidenden Distancen durch verschiedene Merkmale bezeichnet hatte. „Sieht man diese von den Oesterreichern besetzten Höhen", sagt ein Berichterstatter der Vossischen Zeitung, „so kommt Einem denn doch ein gewisser Respekt vor dem Feldherrn Benedek an, der diese Stellung ausgewählt hatte, um das preußische Heer zu vernichten. Er hatte bei seiner Rechnung einen Faktor vergessen: die geistige Ueberlegenheit des preußischen Heeres. — Hätten wir, konnte mit Recht später von den Preußen gesagt werden, die Stellung der Oesterreicher gehabt, so wäre keine Maus zu uns hinauf gekommen!" —

Der König Wilhelm befand sich bei der Armee, um, wie es stets bei den tüchtigsten Fürsten aus dem Hohenzollernstamme üblich gewesen war, in einer Hauptschlacht die Gefahr mit seinen Kriegern zu theilen.

In der Nacht vor dem verhängnißvollen Tage war der Himmel meist bedeckt, mit dem Morgengrauen begann ein dichter Regen niederzufallen, der den lehmigen Boden bald so erweichte, daß die Vorwärtsbewegungen der Truppenkörper, namentlich der Artillerie, äußerst beschwerlich wurde. Nach der um Mitternacht von dem

Könige unter Zuziehung des Generals v. Moltke getroffenen Disposition sollte sich, wie er nach der Schlacht in einem Briefe seiner Gemahlin, der Königin Augusta, schrieb, „die erste Armee mit dem 2., 3. und 4. Corps im Centrum, Sadowa vor sich habend, aufstellen; General Herwarth mit seinen anderthalb Corps sollte über Nechanitz in die linke Flanke, Fritz*) mit der 2. Armee Garde, 1., 5. und 6. Corps von Königinhof, seinem linken Flügel, links der Elbe, in die rechte Flanke des Feindes vorgehen." Dem königlichen Befehl entsprechend, rückte zunächst Prinz Friedrich Karl mit seiner Armee vor. Um 8 Uhr donnerten die Kanonen auf Seiten der Oesterreicher in großer Zahl und aus vortrefflichen Stellungen, während die Preußen nach beiden Beziehungen hin gegen den Feind im Nachtheile waren. Man verstärkte sich hier wie dort, aber das Mißverhältniß blieb bestehen. Dennoch ward der Artilleriekampf — denn um einen solchen handelte es sich anfangs einzig und allein — von der preußischen Artillerie frischen Muthes fortgesetzt, und die Infanterie harrte mit Ungeduld des Augenblicks, an dem der Befehl zum Vorstürmen gegeben werden würde.

Um 8 Uhr langte der König unter den Truppen an, die ihn mit begeisterten Zurufen empfingen, und

---

*) Der Kronprinz Friedrich Wilhelm.

übernahm die Leitung der Schlacht. Eine Division unter Horn ging vor, um sich Sadowa's zu bemächtigen. Die Oesterreicher vertheidigten sich heldenmüthig; jeder Schritt vorwärts mußte mit Blut erkauft werden. Andere Divisionen waren gegen die von den Oesterreichern besetzten Waldungen des Bistritzthales vorgerückt; es entspann sich hier ein nicht minder blutiger Kampf. Befestigungen, wie man sie fand, hatte man preußischerseits nicht vermuthet. Aber um so mehr spornten die Schwierigkeiten die Kampflust der Preußen an; sie gewannen die Waldungen und die denselben nahe liegenden Dörfer. Die Oesterreicher hatten die Möglichkeit des Verlustes dieser Stellungen wohl ins Auge gefaßt und sich darauf eingerichtet, den Preußen in denselben ein bitteres Loos zu bereiten. Von neben einander liegenden Höhen, die diese Stellungen beherrschten, erhob sich jetzt ein furchtbares Feuer aus nicht weniger als 200 gezogenen Geschützen; die Preußen wurden förmlich mit Kugeln überschüttet. Schwierig war das Halten dieser Stellungen, ungleich größere Schwierigkeiten bot ein weiteres Vordringen, denn man hatte eine breite Ebene vor sich, die von den Oesterreichern vollständig beherrscht ward. Denselben Gang nahm der Kampf auf andern Orten; die Preußen mußten einige Stellungen wieder aufgeben.

Stunden heißen Kampfes waren vergangen, Tau-

sende hatten bereits das Schlachtfeld mit ihrem Blute geröthet: es kam darauf an, ob die beiden Armeen, die Elbarmee unter Herwarth und die Armee des Kronprinzen, rechtzeitig eintreffen würden, um die Kräfte des Feindes zu theilen, die zumeist sich auf die erste Armee gerichtet hatten. Wie, wenn die Oesterreicher aus der Vertheidigung, die sie bis jetzt im Großen und Ganzen mit Glück geführt hatten, zum Angriff übergingen, und es ihnen gelang, die erste Armee zurückzuwerfen und damit die Verbindung derselben mit den Flügeln der gesammten preußischen Streitmacht aufzuheben? Diese Gefahr hatte indeß nicht lange gewährt, denn auch die Elbarmee stand bereits seit einigen Stunden im Kampfe mit dem linken Flügel der Oesterreicher. Kampf und Hindernisse gestalteten sich ebenso wie im Centrum, und so war denn in Summa um die Mittagszeit die Schlacht zum Stehen gekommen

Dennoch war der Muth der Preußen noch nicht erschüttert. Sieg oder Tod! Das war ihre Losung. „Nicht weiter zurück! hier wollen wir sterben!" hatte man rufen hören aus den Reihen einer Abtheilung, die gezwungen gewesen war, einen blutig errungenen Vortheil wieder aufzugeben, und die Braven hielten aus im vernichtenden Feuer. Bei einer Stellung, wie das österreichische Heer sie hatte, preußischerseits so viel zu gewinnen, wie schon gewonnen war, führte mit Recht

zu der Ueberzeugung: ist erst unsere ganze Heereskraft beisammen, so kann der Sieg uns nicht fehlen! — Die zweite Armee stand vier bis sechs Stunden entfernt vom Schlachtfelde, und da erst um Mitternacht der Angriff beschlossen worden war, hatte der Kronprinz die Befehle des Königs vor vier Uhr Morgens nicht erhalten können. Sogleich ließ er aufbrechen, allein die Armee kam nur langsam vorwärts, denn der Regen hatte den Boden erweicht, so daß auf manchen Stellen die Kanonen bis an die Achsen einsanken.

Der ganze Vorgang erinnerte an Belle-Alliance, wo Blücher von Wellington so sehnsüchtig erwartet wurde, wie heute der Kronprinz von seinem königlichen Vater, der, sich den Gefahren des Kampffeldes aussetzend und überall die Truppen anfeuernd, zum öfteren sein Fernrohr erhob und nach der Gegend blickte, aus welcher die zweite Armee kommen mußte.

Da endlich sah man leichte weiße Rauchwolken aufsteigen in der Ferne — —. „Er ist da! Der Kronprinz greift den rechten Flügel des Feindes an!“ ging's durch die Reihen der Preußen, ein Jubel erhob sich, die Gewißheit lebte in Tausenden auf, nun könne den Preußen der Sieg nicht streitig gemacht werden, und Alles begehrte aufs Neue gegen den Feind geführt zu werden.

Ueber den weiteren Verlauf des Kampfes giebt uns

ein Augenzeuge, der schon erwähnte militärische Berichterstatter der Times*), folgendes übersichtliche Bild: „Der Kronprinz war von 1 Uhr auf dem Schlachtfelde, und außer den von ihm mitgebrachten beiden Corps eilten auch seine beiden andern Corps hinter ihm einher. Seine Kanoniere erwiederten energisch das Feuer der österreichischen Batterien, und auf der andern Seite des Abhanges war die Infanterie des 1. und 5. Armeecorps im heftigen Gefechte, um ein Dorf und ein Gehölz im rechten Hintertreffen der Oesterreicher zu erobern. Und hier wüthete der Kampf mit der größten Heftigkeit, denn der österreichische Befehlshaber wußte, daß der Kronprinz den wichtigsten Punkt seiner ganzen Position bedrohte, und er warf daher starke Truppenmassen dem Angriff desselben entgegen. Doch waren die Männer der zweiten Armee nach drei jüngst erfochtenen Siegen von hohem Muthe beseelt, und es gelang ihnen, den an Zahl überlegenen feindlichen Truppen immer mehr Terrain abzugewinnen. Zwischen 2 und 3 Uhr erschienen die andern beiden Corps des Kronprinzen, und nun formirte er, ein Corps in Re-

---

*) Wir entnehmen diese Stelle der empfehlenswerthen Schrift: Interessante Berichte rc. Eine Zusammenstellung der in der Times enthaltenen Schilderungen rc. Berlin im Selbstv. v. Weiß. N. Grünstr. 38.

serve haltend, die übrigen drei zum entscheidenden Angriffe gegen die rechte Flanke der Oesterreicher. Inzwischen hatte seine Artillerie über die österreichischen Kanonen große Vortheile errungen und einige vom Feinde besetzte Häuser in Brand gesteckt. Um 3½ Uhr rückte die ganze zweite Armee vor. Von der Fronte aus war nur der Angriff eines Corps zu sehen, da die beiden andern auf dem entgegengesetzten Abhange des Lipa-Hügels zur Attaque vorrückten. Zuerst verrieth ein Schwarm schwarzer Punkte, die über die Felder schlüpften, das Vorgehen der Tirailleure, und die österreichischen Scharfschützen, welche im Korn postirt gewesen, sah man vor ihnen davoneilen, um sich hinter den Schutz ihrer eigenen Linien zu begeben. Unmittelbar hinter den Tirailleuren folgten die dichten Infanterie-Colonnen; sie glichen kleinen dunklen Vierecken, welche längs der Seite des Hügels einherglitten. Die österreichischen Kanonen eröffneten ein scharfes Feuer gegen sie; doch drangen sie unerschütterlich vor, bis sie sich bis auf eine kurze Entfernung den österreichischen Batterien genähert hatten. Da sandten einige schnell nach einander abgefeuerten Gewehrsalven eine dichte Rauchwolke empor, welche, in der trüben Atmosphäre schwebend, die Aussicht versperrte. Indessen verrieth das plötzliche Schweigen der österreichischen Kanonen, daß die Preußen zum Handgemenge gekommen waren

und in diesem die Batterien erstürmt hatten. Das zu den Letzteren hinaufführende Terrain war steil, und die Kanonen hatten unaufhörlich unter die stürmenden Colonnen gefeuert, bis die vorderen Reihen der Letzteren unmittelbar vor den Mündungen der Kanonen standen. Die Schützen, welche sich in die neben den Batterien angebrachten Laufgräben gelegt hatten, sandten verheerende Gewehrsalven unter die Angreifenden; die Preußen jedoch, nicht achtend des Feuers der feindlichen Infanterie, noch der Steilheit des Bodens, stürzten geradewegs zu den Kanonen hin, und den österreichischen Kanoniren und Scharfschützen blieb endlich kein anderer Ausweg, als sich umzuwenden und die Flucht zu ergreifen. Und nun begann das tödfliche Zündnadelgewehr seine Kugel den Fliehenden nachzusenden, und dies geschah mit solcher Sicherheit, daß der Boden mit todten Oesterreichern massenhaft bedeckt ward. Die Niederlage der Oesterreicher war nun unvermeidlich. Sobald der Kronprinz seine Infanterie gegen die österreichische Rechte vorrücken ließ, rückte die Armee des Prinzen Friedrich Karl abermals vor und eilte unter Trommelschlag und lautem Hurrah den vor ihr liegenden Hügel hinauf. Wie auf einen Zauberschlag wurde die Sadowastraße überschritten, und die Bataillone stürmten gegen die österreichischen Batterien an. Niemand achtete darauf, daß es leichter sein würde, die

Kanonen seitwärts anzugreifen; die Soldaten fühlten sich des Sieges gewiß und suchten ihn auf dem kürzesten Wege. Obgleich durch die Unebenheit des Terrains in Unordnung gerathen und in Folge des schnellen Anlaufs außer Athem gekommen, eilten die preußischen Truppen mit solcher Schnelligkeit herbei, daß die österreichischen Artilleristen keine Zeit fanden, mit den Kanonen weiter aufwärts zu fahren; sie mußten ihre Geschütze im Stich lassen und sich und ihre Pferde durch die Flucht zu bergen suchen. Die meisten der Kanonen, welche in Batterien aufgestellt worden, fielen den Preußen in die Hände. Diejenigen aber, welche man als Feldartillerie benutzt und, beiläufig gesagt, mit der größten Geschicklichkeit gehandhabt hatte, wurden schnell entfernt und auf einer weiter entfernten Anhöhe formirt, um den Rückzug der Infanterie zu decken. Die Preußen pausirten nur wenige Augenblicke unter den eroberten Kanonen und gingen sogleich an die energische Verfolgung des Feindes. Schnell war der Gipfel des Lipa-Hügels erstiegen, und von hier aus sahen sie die ganze Strecke zwischen sich und Streselitz mit davoneilenden weißen Uniformen bedeckt. Die siegreichen Bataillone eröffneten ein schnelles Feuer auf die fliehenden Feinde, und viele der letztern stürzten nieder und rollten den abschüssigen Boden hinab. Die beiden Corps, welche der Kronprinz mehr gegen das österreichische Hinter-



Im Lazareth.

Lithogr. Anst. von F. [illegible]

treffen dirigirt hatte, fielen den Flüchtlingen nun in die Flanke und richteten durch ihr Feuer entsetzliche Verheerungen unter ihnen an. Auch die preußische Artillerie kam schnell herbei und sandte, vom Lipa-Hügel aus, ihre Bomben unter die fliehenden Soldaten. Die preußische Kavallerie konnte die Landstraße erst verlassen, als sie beinahe den Gipfel des Hügels erreicht hatte, da der Weg auf beiden Seiten von Gehölz begrenzt war. Bei ihrer Ankunft hatte demnach die österreichische Infanterie bereits die Hälfte der Strecke zurückgelegt, welche Lipa von dem weiterhin gelegenen Hügel bei Streselitz trennt. Hier aber hatten die österreichischen Batterien sich festgesetzt und begannen die auf der Verfolgung begriffenen Truppen heftig zu beschießen. Prinz Friedrich Karl, der sich in diesem Augenblick an der Spitze der Husaren und Dragoner befand, mußte diese nun verlassen, um für den Angriff auf die von der österreichischen Artillerie gefaßte neue Position seine Anordnungen zu treffen, und die Kavallerie löste sich sogleich in einzelne Schwadronen, ja sogar in noch kleinere Abtheilungen auf und stürzte sich mit wildem Ungestüm auf die Fliehenden der sich zurückziehenden feindlichen Infanterie. Doch begannen die Bomben der österreichischen Artillerie unter der verfolgenden Reiterei zu spielen, während die fliehende Infanterie, wenn die Verfolger ihr zu nahe nachrückten, sich umwandte und

Salven abfeuerte, die manchen Sattel leer machten. Auch war die österreichische Kavallerie noch nicht vom Schlachtfelde gewichen, obgleich sie außer Stande war, sich zur Deckung ihrer Infanterie dem furchtbaren Feuer der preußischen Kanonen entgegen zu stellen. Als sie jedoch von der feindlichen Kavallerie angegriffen wurde, und in Folge dieses Umstandes die preußischen Kanonen ihr gegen sie eröffnetes Feuer unterbrechen mußten, kämpfte sie tapfer und opferte sich, um den Rückzug der Ihrigen zu decken. Mehrere Schwadronen des dritten preußischen Dragoner-Regiments trafen mit einem österreichischen Kürassier-Regimente zusammen; das Letztere wendete sich zurück und attakirte. „Große Männer auf großen Pferden," drängten sie die Preußen zurück, und mit ihren wuchtigen Säbeln einhauend, brachten sie den Dragonern schwere Verluste bei. Als Hohenlohe's preußische Ulanen die Bedrängniß ihrer Kameraden sahen, griffen sie die Flanke der Oesterreicher mit eingelegter Lanze an und zwangen sie zum Rückzuge. Doch wurden Jene nun auch von Ziethens Husaren im Rücken angegriffen. Ein wilder Kampf entspann sich; die Kürassiere, für ihr Leben fechtend, hieben wüthend um sich; die Ulanen jedoch trieben ihre Lanzen in die Pferde der Oesterreicher, während die leichten und behenden Husaren sie umzingelten, und nur zehn Oesterreicher sollen aus diesem Kampfe un-

verwundet hervorgegangen sein. Die österreichische Artillerie vermochte ihre neue Position nicht lange zu behaupten. Das Feuer der preußischen Kanonen und die zu einem weitern Angriff getroffenen Anordnungen zwangen sie bald zum Rückzuge, die Verfolgung wurde bis nach dem Einbruche der Nacht energisch fortgesetzt. Keine Waffengattung, keine Kampfesart hatte den Oesterreichern einen Vortheil im Kampfe gegen die Preußen zu verschaffen vermocht. Ihre Hoffnung war es gewesen, durch Bajonet-Angriffe die Wirkungen des Zündnadelgewehrs ausgleichen zu können. Doch die Idee der Ueberlegenheit des Bajonets, auf welche die österreichische Armee sich viel zu Gute thut, ist eine jener Eitelkeiten, die jeder Nation eigen sind, und dieser Krieg hat genügend bewiesen, daß im Bajonet-Kampfe die mit größerer Körperkraft begabten Preußen die Oesterreicher stets besiegt haben."

Der greise, sonst aber noch äußerst rüstige König Wilhelm war zwölf Stunden lang nicht vom Pferde gekommen und hatte die Gefahren des Tages mit seinen Truppen getheilt; Graf Bismark, der an seiner Seite war, bat ihn mehrmals auf das Dringendste, sich nicht zu offenkundigen Gefahren auszusetzen. Der Anblick des Königlichen Herrn stärkte die Soldaten zu neuen Anstrengungen, wo er sich sehen ließ. Als nun der Sieg gewonnen war, ward der König umringt; die

Soldaten küßten ihm seine Hände, seinen Rock. Dazwischen vernahm man Rufe: Hierher, Majestät, schauen Sie nur! Wir haben diese Geschütze gewonnen! Sind Sie zufrieden?" — Der König ward gefragt, nach welchem Orte die Schlacht in dem abzusendenden Telegramm genannt werden solle. Kaum hatte er das Wort Königgrätz genannt, so vernahm man aus seiner Umgebung: „Dem König geräths!" — Noch eine Freude unbeschreiblicher Art stand ihm an dem Abende dieses Tages bevor. Er traf mit seinem siegreichen Sohne, dem Kronprinzen, auf dem Schlachtfelde zusammen. Was mochten beide Königlichen Heerführer in dem Gedanken empfinden, den Sieg errungen und sich lebend wieder gefunden zu haben! — Hören wir, was der König in dem schon oben erwähnten Briefe an die Königin über die Zusammenkunft sagt. „Endlich begegnete ich noch spät acht Uhr Fritz mit seinem Stabe. Welch ein Moment nach allem Erlebten und am Abende des Tages! Ich übergab ihm selbst den Orden pour le mérite, so daß ihm die Thränen herabstürzten, denn er hatte mein Telegramm mit der Verleihung nicht erhalten! Also völlige Ueberraschung."

Dem Kaiser von Oesterreich, der in sicherer Ferne die Ergebnisse der Schlacht abwartete, diesem Fürsten, den sein Hochmuth, das Haupterbe seiner Ahnen, verleitet hatte, seine Creaturen öffentlich sagen zu lassen:

„Mit einem zweiten Olmütz wird Oesterreich sich diesmal nicht zufrieden geben; Preußen muß nun ganz herunter!" — ihm ward an dem Abende dieses Tages ebenfalls gebührender Lohn. Als der Telegraph ihm die Kunde brachte, daß sein Heer geschlagen und auf dem Rückzuge begriffen sei, sank er in Ohnmacht.

Und doch war es noch viel zu günstig, von einem „Rückzuge" zu sprechen. Es handelte sich für die Oesterreicher um Schlimmeres, als um einen Rückzug. Dafür liegen vollgültige Beweise vor. Hören wir einen Mann (Hiltl), der wenige Tage nach dem 3. Juli das Schlachtfeld besuchte. „Das Wort „Rückzug" ist freilich milde gewählt, denn es war entschieden eine Flucht. Nur ein Blick genügte, um sich davon zu überzeugen, daß in wilder Hast die zersprengten Schaaren über das Feld dahin geeilt waren, von den Preußen verfolgt, ohne Ordnung und Zusammenhang. Die zerstampften Kornfelder oder Wiesengründe waren übersäet mit Waffenstücken, Uniformen, Wagen und Tornistern. Ganze Haufen von Gepäck lagen in den Chausseegräben, auf den Hügeln; — — diesen Wust unterbrachen wieder Leichname von Menschen und Pferden, aus einem Graben oder einer Pfütze ragten zuweilen Geschütze hervor, deren zertrümmerte Räder ihre Speichen wie Finger in die Luft streckten. An vielen Orten ließ sich deutlich wahrnehmen, daß Kavallerie

zwischen Infanterie gekommen war und im rasenden Laufe Alles, Männer und Pferde auseinander stürmend, wie ungeheure Wogen sich über die Ebene dahingegossen hatte. Sättel und Packzeug lagen neben Gewehren, Kavalleriesäbel unter Jägerstutzen, zerbrochene Laffetten über Markentender-Wagen, und stellenweise bedeckten so viele Papier-, Leinewand- oder weiße Tuchfetzen den Boden, daß es den Anschein gewann, als sei Schnee gefallen. Vor jeder Biegung des Weges thürmten sich Wagen, oft zehn, zwölf an der Zahl, welche augenscheinlich, im Momente höchster Verwirrung zusammen-, auf-, in einander gefahren und endlich von den Führern verlassen worden waren; die Stränge hingen zerhauen nieder, denn man hatte die Pferde zur Rettung der Fliehenden benutzt. Wo ein Zaun, ein Gehege, eine Rohrwand Weiterkommen hinderte, da waren diese Hemmnisse durchbrochen, und der aufgewühlte Boden ließ erkennen, daß viele Menschen zugleich versucht hatten, sich durch die Oeffnung hindurchzudrängen. Die Verwirrung und Auflösung muß ungeheuer gewesen sein; erst weit hinter Königgrätz wurden die Spuren schwächer; aber bis Pardubitz konnte man sie verfolgen und häufig selbst die Punkte bestimmen, an denen einzelne größere Truppe sich von einander getrennt hatten und nach verschiedenen Seiten auseinander gestoben waren."

Die Verluste der Oesterreicher waren ungeheuer; gegen 10,000 todte und verwundete Oesterreicher und Sachsen bedeckten das Schlachtfeld, gegen 20,000 Gefangene waren den Preußen in die Hände gefallen. Außerdem hatten die Oestrrreicher verloren: 180 Geschütze, 11 Fahnen, dazu Wagen und Kriegsvorräthe aller Art in außerordentlicher Menge.

Der tapfre Prinz Friedrich Karl hatte bei Beginn des Feldzuges seinen Offizieren gesagt, man müsse den Feind, sobald man ihn geschlagen habe, auseinander marschiren. Diesem Wort entsprechend, ward jetzt preußischerseits verfahren. Wie ein Gewittersturm brauste das preußische Heer dem Feinde nach, Blitz auf Blitz erfolgte, täglich hatten die Zeitungen der Heimat von neuen Erfolgen des Heeres zu berichten. Die Betäubung des Feindes war so groß, daß Städte, wie Prag, nicht einmal Miene machten, sich zu vertheidigen. Die Preußen besetzten diese Stadt und erbeuteten daselbst 20 Locomotiven und 2000 Eisenbahnwagen. Am 13. Juli ward Brünn, die Hauptstadt Mährens, am 14. Juli Znaim besetzt, am 15. Juli wurde ein österreichischer Heerestheil von Bonin bei Tobitschau geschlagen, der Feind verlor 18 Kanonen und 400 Gefangene. Am 16. Juli besetzte Prinz Friedrich Karl Lundenburg, Herwarth nahm das sechs Meilen von Wien gelegene Ober-Hollabrunn, am 17. Juli besetzte der Kronprinz Prerau.

Wie war den Wienern, die schon in den folgenden Nächten die Lagerfeuer der Preußen sehen konnten, der Muth gefallen! Mit welchem Hohn hatten ihre Zeitungen unter den Augen ihrer despotischen Regierung (die, wenn sie gewollt, es durch ein Stirnrunzeln hätte verhindern können) und zwar nicht etwa erst seit Ausbruch des Krieges, sondern lange Zeit vorher schon, das preußische Heer geschmäht, es z. E. in seiner Moralität noch unter die wilde Meute gestellt, die das Haus Habsburg im dreißigjährigen Kriege über das protestantische Deutschland losgelassen hatte! Und nun stand dieses Preußenheer, das sich vor den Augen Europas so wohl in den Schlachten als auch im Verkehr mit der friedlichen Bevölkerung des Feindeslandes so hohe Achtung erworben hatte, nur wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt, und es war zu erwarten, daß es in wenigen Tagen in Wien einrücken würde! Die Einwohnerschaft war entsetzt in dem Gedanken, daß die Kaiserstadt den Preußen in die Hände fallen, daß vor den Thoren derselben vielleicht erst ein blutiger Kampf stattfinden sollte. „In Wien ist," schrieb man der Vossischen Zeitung in jenen Tagen, „die Parole: Rettung vor Preußen. In dem Gedanken geht Alles auf: Scham, Ehre, Gewissen!" In der That, so war es; denn wie hätte man sich sonst an den Kaiser von Frankreich mit dem Rufe wenden können: Rette uns vor Preußens Macht! — Die

Italiener waren in ihrem Kriege, dessen Zweck es war, Venetien zu erobern, nicht glücklich gewesen; Oesterreich hatte in dem Kampfe bei Custozza einen Sieg über sie errungen. Nun hätte man meinen sollen, Oesterreich würde um so weniger geneigt sein, Venetien aufzugeben, da es ja früher schon oft genug erklärt hatte, seine Ehre verbiete ihm, unter irgend welchen Bedingungen auf jenes italienische Land zu verzichten. Aber der Welt stand eine neue Ueberraschung bevor. Plötzlich brachten die Zeitungen die Nachricht, Franz Joseph habe dem Kaiser Napoleon Venetien cedirt und sich dafür erbeten, Oesterreich einen „guten Frieden“ zu verschaffen. In der verzweifelten Lage, in die Oesterreich, Preußen gegenüber, gerathen war, hatte man in Wien zu einem solchen beschämenden Mittel seine Zuflucht genommen. Aber die in Wien gemachte Rechnung erwies sich als eine falsche. Napoleon fand es nicht für gerathen, zu Gunsten des sinkenden, so arg zerfetzten Doppeladlers das Schwert gegen Preußen und das mit diesem verbündete Italien zu ziehen; er begnügte sich mit Versuchen, eine friedliche Vermittelung anzubahnen, und auch dabei war Lauheit ihm anzumerken.

Inzwischen hatte aber auch Oesterreich sich an Preußen gewandt und bat um Frieden. Preußen blieb bei seinen Forderungen, deren erste und vornehmste war: Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland; ehe

über einen Frieden verhandelt werde, müsse Oesterreich dem zustimmen! —

So weit waren die Versuche gediehen, dem Fortgange des Krieges Einhalt zu thun, als in der Gegend von Preßburg (bei Blumenau) eine 35,000 Mann starke österreichische Heeresabtheilung von den preußischen Generalen v. Fransecky und v. Bose angegriffen wurde. Der Kampf nahm auch hier alsbald eine für die Preußen günstige Wendung, da der Feind schon in dem Rücken genommen war, und es stand die Besetzung Preßburgs in sichrer Aussicht. Da traf die Nachricht von dem erfolgten Waffenstillstande ein — der Kampf mußte abgebrochen werden.

Es kam zum Frieden Preußens mit Oesterreich und später auch mit den süddeutschen Verbündeten Oesterreichs. Von Preußen wurden in dem kurzdauernden Kriege nicht weniger als 50,806 Gefangene (darunter 939 Offiziere) gemacht, wogegen es nur an Gefangenen verloren hatte: 2 Offiziere, 2 Beamte, 1 Arzt und 357 Unteroffiziere und Gemeine. — Oesterreich ist definitiv aus Deutschland geschieden, Preußen hat an Länderzuwachs erhalten das Königreich Hannover, das Kurfürstenthum Hessen, die Herzogthümer Nassau und Schleswig-Holstein, die Stadt Frankfurt und einige kleinere Gebiete von Bayern und dem Großherzogthum Hessen (im Ganzen gegen 1000 □ Meilen); außer-

dem haben sämmtliche Staaten, die gegen Preußen Krieg führten, entsprechende Kriegsentschädigung anzuzahlen gehabt, Oesterreich 40 Millionen Thaler, Bayern 30, Würtemberg 8, Baden 6, Großherzogthum Hessen 3 Mill. Gulden. Mit Sachsen steht die Auseinandersetzung noch bevor, und es darf erwartet werden, daß Preußen es in einer oder der andern Weise Sachsen unmöglich machen wird, künftig irgend einmal einem Feinde Preußens als Operationsbasis zu dienen. Endlich ist dem preußischen Staate die militärische Oberleitung über die norddeutschen Staaten zuerkannt worden.

Wahrlich, Großes ist erreicht! Das Nessushemd des Bundestages ist zerrissen, der Plan Friedrich des Großen, Deutschland von dem Einflusse Oesterreichs zu befreien, hat in den letzten Kämpfen seine Vollendung gefunden, die Macht des Kleinfürstenthums, das Preußen in seiner Entwicklung zu lähmen bestrebt war, und das in der Bevölkerung der Kleinstaaten fortgesetzt Widerwille und Haß gegen den preußischen Staat zu erregen und zu unterhalten wußte, ist gebrochen. Preußen ist somit auf der ihm von der Vorsehung vorgeschriebenen Bahn mächtig vorgeschritten, und eines jeden Patrioten Pflicht ist es nun, den mit so theuren Opfern errungenen Frieden sichern und ausbeuten zu helfen. Der Sieg Oesterreichs hätte eine neue Barbarei über Preußen, über Deutschland gebracht

Dies hat das tapfre preußische Heer verhindert, welches damit Friedrich des Großen Ausspruch neu bewährte: „Die Welt ruht nicht so sicher auf den Schultern des Atlas, als der preußische Staat auf den Schultern seiner Armee." Wer nun in Wahrheit die Helden, die so Großes errungen, namentlich diejenigen, die in dem Kriegszuge ihren Tod fanden, ehren will, der fördere mit Hingebung die Güter, für die sie in heißen Schlachten stritten und bluteten: Licht, Recht, Volkswohlfahrt, diese Güter, die des Hohenzollernthrones mächtige Stützen geworden sind; der kämpfe redlich gegen die finstern Geistesmächte, die der Doppeladler zum eigenen und zum Unheile Deutschlands unter seinen Flügeln groß zog. In dem Grade, in welchem dies geschieht, in dem Grade erst ist das vergossene Blut zum Heile für das ganze Volk geflossen; geschähe es nicht, so würde das vergossene Blut, wie das Abels, zum Himmel schreien, so würden wir die Heldengräber entehren, den Ruhm der überlebenden Führer und Krieger schmälern. Der Mund Derer, die den Tod für das Vaterland erlitten, ist stumm; aber der Hinblick auf ihre Gräber erweckt in uns die Mahnung: Vergesset nie, wofür wir auszogen, wofür wir starben! —

Weder die ältere, noch die neuere Geschichte führt uns einen Siegeszug vor, der dem des Preußen-Heeres vom Sommer 1866 überstrahlte. Im Ganzen wurden

in dem Kriege von dem preußischen Heere 486 Kanonen und 31 Fahnen und Standarten erbeutet; die Preußen dagegen verloren nicht ein Geschütz, nicht eine Fahne oder Standarte! — Staunen ergriff alle Welt; selbst das auf seinen Kriegsruhm so stolze Frankreich, das mißgünstigen Sinnes Anderer Ruhm gern kürzt, ward zur Bewunderung hingerissen. In der „revue contemporaine“ heißt es: „Ein blitzschneller, bewunderungswürdig vorbereiteter, durch unerwartete Mäßigung edel gekrönter Feldzug hat Preußen in die erste Reihe der europäischen Großmächte gestellt, in einer seit einem Jahrhundert nicht besessenen Unabhängigkeitsstellung, und demselben das moralische ihm schon zugehörige Uebergewicht gesichert. Man darf es sich nicht verhehlen, daß Preußen in nicht weniger als einem Monat die größte Umgestaltung bewirkt hat, die seit 1789 in Europa erlebt worden. In Frankreich, wo man China besser als Deutschland kennt, ist man noch unter dem Drucke der Betäubung.“

Unsere Soldaten haben bewiesen, daß sie würdige Enkel und Söhne der Helden sind, die in dem siebenjährigen Kriege und in dem Freiheitskriege Sieg auf Sieg an ihre Fahne zu fesseln verstanden. Ein Zeichen hohen Heldenthums ist es, wenn der Sieger, trotz der großartigsten Erfolge, von Uebermuth und Hochmuth frei bleibt, wenn er nach dem blutigen Streite in dem

Gefangenenen seinen Bruder sieht, ihm seine Wunden verbindet, mit ihm sein Brot theilt, wenn er die Schrecknisse des Krieges nicht verlegt in das Haus des Bürgers, in die Hütte des Landmannes. Alles dies haben wir rühmend von den preußischen Truppen hervorzuheben. „Nicht eine Aehre haben die Preußen muthwillig in Böhmen geknickt!" ruft bewundernd ein französischer Berichterstatter. Auch der Berichterstatter unserer National-Zeitung legt unserer Armee zu den vielen Ehrenkränzen, die Heimat und Fremde, die Hoch und Niedrig ihr gewunden, einen solchen zu Füßen, indem er folgendes Urtheil über sie abgiebt:

„Von dem, was man kriegerische Begeisterung nennt, bemerkte ich kurz vor Ausbruch des Krieges nichts an unsern Mannschaften. Ihren Berufsgeschäften, dem häuslichen Heerde, der schaffenden Thätigkeit für die Ihrigen entzogen, in Zweifel über den Ausgang des Kampfes, hielten sie sich ernst und mannhaft, ohne Uebermuth, ohne Unterschätzung des Feindes, aber gewillt, ihre Schuldigkeit zu thun. Und wie haben sie diese Schuldigkeit gethan! Erst später wird es hinlänglich gewürdigt werden, wie ungeheuer die Anstrengungen und Entbehrungen waren, unter denen in den Schlachten von Nachod und Skalitz, von Gitschin und Königgrätz gefochten worden ist. Diese milchbärtigen, kaum dem Knabenalter entwachsenen jungen Lieutenants haben

sich wie die Löwen geschlagen, sie haben sich nicht von ihren Soldaten beschämen lassen, welche, von Strapazen, Hunger und Durst bis auf den Tod erschöpft, im Angesichte der drohenden Gefahren ihre Kräfte und ihren Todesmuth hundertfach wachsen fühlten. Wie Viele habe ich nicht selbst in den Lazarethen gesprochen, deren bitterster Schmerz der war, daß sie durch ihre Wunden verhindert seien, an dem ferneren Kampfe theilzunehmen! Und worauf kehrte, wenn die Mannschaften verschiedener Truppentheile einander begegneten, das Gespräch regelmäßig immer wieder zurück? Auf das größere oder geringere Glück, das diese oder jene Division, dieses oder jenes Regiment gehabt habe, nämlich das Glück, so und so oft ins Feuer gekommen zu sein. Und man müßte im Vorurtheil völlig verrannt sein, wenn man an der Aufrichtigkeit des Schmerzes Derer zweifeln wollte, welche sich hier bitter beklagten, daß sie nicht mit dabei gewesen waren. Wann ist jemals ein Corps so beneidet worden, als das Steinmetz'sche? Und Tausende der Tapfern dieses Corps düngen mit ihren Leibern die blutgetränkten Felder Böhmens. Es ist vollkommen bezeichnend, was ich in Nikolsburg als eine Aeußerung des Kriegsministers Roon erzählen hörte: „Mein Junge hat rechtes Pech gehabt —." — Wie so, Excellenz? — „Der arme Kerl ist noch nicht ein einziges Mal ins Feuer gekommen." Und diese Ge-

sinnung zieht sich durch die ganze Armee hindurch, und daß sie für den König, ihren Kriegsherrn, zehnmal in den Tod gehen, ist eine Sache, die sich vollkommen von selbst versteht. Es ist in dieser patriotischen und soldatischen Begeisterung nicht eine Spur von dem aufgesteiften Enthusiasmus, den die Franzosen zu Wege zu bringen pflegen; unsre Soldaten lieben ihren König als ihren Feldherrn, unter dessen Augen und unter dessen Führung sie gekämpft haben, mit der bewußten Hingebung von Männern. Sie haben gesehen, wie er mit ihnen gekämpft, gehungert und gedürstet hat. Sie haben ihn nach der Schlacht bei Königgrätz gesehen, wie er von Lazareth zu Lazareth ging, jeden einzelnen Verwundeten anredete, jedes Einzelnen Wunde besichtigte, ihnen Muth und Trost zusprach, ihnen die Hand drückte, und dies Alles in tiefster Bewegung. Das vergißt kein Soldat. Und dieselben Mannschaften, welche mit Todesverachtung den Feuerschlünden entgegen gegangen waren, jauchzten laut auf, als sie vernahmen, es sei Friede, und daß sie wieder heim könnten, zu Haus und Hof, zu Weib und Kind, in die engen und befriedeten Schranken ihres kleinbürgerlichen, auf dürftigen Erwerb gestellten Daseins. Und das ist der rechte Mannessinn, der rechte Mannesmuth. Denn unsre Soldaten sind keine Landsknechte, keine Reisläufer, keine Einsteher: — sie sind das Volk selbst, das Volk

in Waffen; keine Rauflust treibt sie in den Kampf, sondern das Gefühl der Pflicht, und gilt es, so erwacht der alte Bärensinn, der den Feind mit den gewaltigen Pranken erfaßt und in tödtlicher Umarmung zermalmt, der alte furor teutonicus beseelt sie von Neuem; und ist die Arbeit gethan, so ziehen sie freudig den bunten Rock wieder aus und pflügen ihren Acker und bestellen ihr Tagewerk und sind wieder friedliche Bürger des Gemeinwesens, von dessen Marken sie den Todfeind zurückgeschlagen haben."

Entsprechend der Haltung der Bürger in Waffen, war die Haltung der preußischen Bevölkerung in der Heimat. Während preußische Gefangene in Oesterreich mißhandelt wurden, sah man in Preußen in den Gefangenen nur seine Brüder, und Unzähliger Herzen regten sich, ihnen Wohlthaten zu erweisen.

In seinem am 30. August erlassenen Armeebefehl sagt Prinz Friedrich Karl: „Mehr wie unsere Schuldigkeit konnten wir nicht thun. Diese aber haben wir voll gethan. Unser Herrgott ist wieder sichtlich mit Preußen gewesen. Nicht uns, Ihm sei Lob, Preis, Dank und Ehre! Lebt denn wohl, meine tapferen Kameraden, und seid ferner Gott befohlen! Euer dankbarer Oberbefehlshaber." — „Ein Feldzug," heißt es in dem am 8. September ausgegebenen Armeebefehl des Kronprinzen, „wie ihn glänzender die Ge-

schichte nicht aufzuweisen vermag, ist in weniger als drei Monaten ruhmvoll zu Ende geführt. Preußens Ansehen und Stellung sind mächtig gehoben, für Deutschlands Geschicke die Grundlage einer, so Gott will, gedeihlichen und glücklichen Entwickelung gewonnen.“ — Ein Erlaß des Königs Wilhelm vom 19. September lautet: „Aus Anlaß des so eben beendeten Krieges sind mir von allen Seiten und aus allen Theilen des Landes so zahlreiche und wohlthuende Kundgebungen der Treue, Hingebung und Opferfreudigkeit für König und Vaterland zugegangen, daß es meinem Herzen Bedürfniß ist, nicht nur diese Thatsache, sondern auch meinen Königlichen Dank öffentlich auszusprechen. Die unzerstörbare Einheit von Fürst und Volk, deren hervorragende Bethätigung den jetzigen wie alle großen Momente unserer ruhmreichen Geschichte kennzeichnet, wird auch in der neuen Epoche, welche mit dem Friedensschlusse eröffnet ist, alle Unterschiede und Gegensätze in der Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande und in der Bethätigung des historischen Berufes Preußens in Deutschland versöhnen und nutzbar machen. Und wie ich bei Beginn des Krieges Mich mit meinem Volke vor Gott gebeugt, so will ich auch in Verbindung mit ihm den Dank öffentlich bekennen, daß Gott so Großes an uns gethan

und unser Thun so sichtbar gesegnet hat. Gott allein die Ehre!" — Und ganz entsprechend dem Geiste dieses Erlasses erschien am 20. September eine weitumfassende Amnestie-Ordre.

Mit diesem wahrhaft königlichen Gnadenacte eröffnete Se. Majestät das Siegesfest, das am 20. und 21. September in der Hauptstadt gefeiert ward, auf das Würdigste.

Den Schmuck der Straßen und Plätze, durch die der Einzug erfolgte, schildern zu wollen, müssen wir uns versagen: dazu gehörte ein Buch. Erwähnt sei nur, daß unter den Linden die Namen der Schlachten und Gefechte, rechts und links gleichlautend, aufgeführt waren: 26. Juni: Liebenau, Turnau, Podol. — 27. Juni: Nachod. — 27. Juni: Langensalza. — 27. Juni: Oswiencin. — 27. Juni: Hünerwasser. — 28. Juni: Münchengrätz. — 28. Juni: Soor. — 28. Juni: Trautenau. — 28. Juni: Skalitz. — 29. Juni: Gitschin. — 29. Juni: Königinhof. — 29. Juni: Jaromierz, Schweinschädel. — 3. Juli: Königgrätz. — 4. Juli: Dermbach. — 5. Juli: Hünfeld. — 5. Juli: Zell. — 10. Juli: Waldaschach, Hausen. — 10. Juli: Hammelburg, Friedrichshall. — 10. Juli: Kissingen. — 13. Juli: Laufach. — 14. Juli: Aschaffenburg. — 15. Juli: Tobitschau. — 22. Juli: Blumenau. —

23. Juli: Hof. — 24. Juli: Tauber-Bischofsheim. — 24. Juli: Werbach, Hochhausen. — 25. Juli: Neubrunn, Helmstadt. — 25. Juli: Gerchsheim. — 26. Juli: Roßbrunn. — 28. Juli: Würzburg. — 28. Juli: Bayreuth.

Den Gesinnungen und patriotischen Anschauungen der besten Patrioten gab der Ober-Bürgermeister Seidel in seiner an den König gerichteten Begrüßungsrede Worte; in der Rede heißt es u. A.:

„Nach fünfzig Jahren — Jahren ernster Arbeit, strenger Zucht, mühevoller Uebung — ist wiederum Preußen mächtig und entscheidend eingetreten in die Last und Ehre seines Berufes.

Auf den Ruf seines Königs erhob sich das Volk in Waffen, festen Muthes, ohne Uebermuth, ernst, ruhig und bewußt: Erben des Ruhmes unserer Väter, Rüstzeuge der Geschicke, die sich erfüllen sollen.

Ein siebentägiger Schlachten- und Siegesgang zertrümmert die Heere Oesterreichs; ein vierzehntägiger unvergleichlicher Vormarsch führt bis vor die Thore seiner Hauptstadt.

Gegen mehr als die doppelte Ueberzahl, im Marsche fechtend, unaufhaltsam dringen die Anderen vor bis an die Ufer des Main, Neckar, Tauber.

Im Osten und Westen Sieg auf Sieg, wie im Fluge! —

Nur die Aussaat ist des Menschen. Ueber seine tapfern Thaten, wie über seinen weisen Rath waltet Gott, der allein die Vollendung, allein der schweren Arbeit die goldene Ernte giebt.

Die Thaten, die geschehen sind, werth der alten Tage, werth des Ruhmes unserer Väter, verzeichnet die Geschichte auf ehernen Tafeln, zum Gedächtniß für alle Zeiten."

Die ganze Völkerung wetteiferte, dem Könige, den Prinzen, den übrigen Feldherren und den Unterführern und dem Heere Ehre zu erweisen; auch aus den sich langhinziehenden Reihen der Schuljugend, die mit Fahnen und Kränzen zum Empfange aufgezogen war, scholl den Kriegern tausendstimmiger Jubelruf entgegen.

Entsprechend war der Eindruck der erhebenden Siegesfeier im Auslande. Die englische Post sagte: „Vor zehn Wochen rief der preußische Monarch sein Volk auf, sich um die nationalen Banner „mit Gott für König und Vaterland" zu schaaren. Am 3. Juli stand er auf dem Felde von Sadowa, und heut steht er vor der Bildsäule Blüchers, während die Truppen als die Vertreter jener Armee, die in zwölf Stunden die Macht Oesterreichs über den Haufen warf und Preußens Sendung in Deutschland erfüllte, vorübermarschiren." Und die Times sagte: „Der böhmische Feldzug hat die

Thaten Julius Cäsars und des Riesen von Austerlitz zu Wagram überboten..... Wohl mag das preußische Volk sich über seinen Tag des Stolzes und Glückes freuen. Denn die lorbeergekrönte Armee ist das preußische Volk in Waffen."

Welch eine Fülle sittlicher Erscheinungen sind in diesem Kriege und in dieser Siegesfeier zu Tage getreten! Sicherlich wird noch Vieles kundbar werden, dem preußischen Volke zur Erhebung, den Oesterreichern, die Preußen ausstreichen wollten aus der Karte, zur Beschämung. Sie werden erkennen, daß sie in dem Preußenvolke einen Gegner gefunden haben, der mit hohen Geistesmächten der Bildung und menschlichen Gesittung ein Bündniß geschlossen hat, und daß, wenn sie mit diesem Volke rivalisiren wollen, sie die finstern Bahnen der Unwissenheit und Barbarei verlassen müssen. Den österreichischen Staat, ja auch andre Staaten Europa's zu einem Wettkampfe solcher Art angeregt zu haben, wahrlich, das würde der höchste Ruhm für die Preußen sein, die des Vaterlandes Schlachten geschlagen haben: die Folgen kämen nicht nur den europäischen Völkerschaften, sie kämen der Menschheit zu Gute.

„Von jüngeren Göttern
Entsprangest du, mein Adler;
Längst rissest du los dich

Wie vom Stahle der Funken
Von des alten Kronion
Versunkenem Reich.
Rubin- und demantene
Hallen erbaut dir
Die goldene Zukunft.
Dort winkt — nicht aus Grüften —
Das Ewige dir!

Victoria!
Wie du sicheren Schwunges
Mit dem strebenden jungen Geschlechte
Dahinrauschest
Ueber die dunkle Erde,
Empor zur Sonne!" —



Homer's Werke (**Iliade** — **Odyssee**). Bearbeitet von **Ferdinand Schmidt.** Mit 55 Illustrat. von G. Bartsch. Dritte Auflage. Eleg cart. Preis: 27 Sgr. — Dasselbe in 2 Bänden eleg. und dauerhaft gebd. Preis: 1 Thlr. 6 Sgr. — **Iliade** apart cart. 10 Sgr. — **Odyssee** apart cart. 20 Sgr. — **Odyssee,** Pracht-Ausgabe auf Velinpapier mit kostbarem farbigen Titelbild in elegantem farbigen Umschlage. Cart. 1 Thlr 15 Sgr.

Reinecke Fuchs. Erzählt von **Ferdinand Schmidt.** Illustrirt von G. Bartsch. Dritte durchgesehene Auflage. In elegantem Farbendruck-Umschlag. Cart. Ausgaben zu 15 Sgr. (64 Illustr.), zu 25 Sgr. (color.), Pracht-Ausgabe zu 1 Thlr. und 1 Thlr. 10 Sgr. (colorirt).

Oberon. Für die deutsche Jugend erzählt von **Ferdinand Schmidt.** Illustrirt von G. Bartsch. Zweite Auflage. 170 Seiten. 16. Cart. Preis: 7½ Sgr.

Uranus. Die mythologischen Dichtungen der alten Griechen und Römer. Von **J. Priedemann,** Lehrer der Stralauer höhern Stadtschule in Berlin. 344 Seiten gr. 8. Mit vielen Illustrationen: „Darstellungen der Gottheiten“ und „Scenen aus der Mythologie“ von F. Worms. In eleg. farb. Umschlage. Cart. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die 3 Bände der Jugend-Bibliothek: **Epheuranken, Goldregen** und **Maiblumen** sind außerdem vereint in einem eleganten Bande erschienen unter dem Titel:

Ferdinand Schmidt's

Kleine Erzählungen und Märchen

für Knaben und Mädchen von 7 bis 10 Jahren.

Mit acht farbigen Bildern von G. Bartsch.

Preis 20 Sgr.

Die bedeutendsten Dichter, Pädagogen und Kritiker haben diese Schriften sehr günstig beurtheilt:

Friedrich v. Raumer hebt die „einfache und klare Darstellung dieser Schriften, ihren Reichthum an Lehrstoff" hervor; Prof. Ad. Stahr sagt, daß in ihnen der substantielle Goldgehalt der Geschichte großer Thaten der Jugend zugänglich gemacht sei"; Dr. Diesterweg freut sich, „in dem Verfasser einen Jugendschriftsteller kennen gelernt zu haben, dessen Schriften man unbedingt empfehlen kann"; Schulrath Bormann würdigt „die sinnige Empfindung, die gewandte Ausführung und die fesselnde Darstellung"; Varnhagen v. Ense findet in Fichte's Jugendleben „den wahren Sinn und Geist des Mannes, wie er sich im Knaben als schon vorhanden denken läßt, so gut getroffen und bewahrt, daß ihm, der den herrlichen Mann genau gekannt und innig verehrt und geliebt hat, kein Zug darin erscheint, der nicht echt sein könnte"; Ernst Moritz Arndt sagt: „der Verfasser hat den Ton getroffen, wie man mit und zu Kindern sprechen und ihnen von guten und großen Menschen und Dingen erzählen soll, daß es hafte"; Prof. Dr. Gotth. Heinr. v. Schubert nennt „Herder" von Ferd. Schmidt „eine der lieblichsten Jugendschriften, die er kennen gelernt hat"; Prof. Böckh. hegt die Ueberzeugung, „daß sie einen wohlthätigen Einfluß auf das Gemüth des heranwachsenden Geschlechts ausüben müssen"; W. Alexis spricht den Wunsch aus, daß „diese Schriften in Schule und Haus eingeführt würden."

Zum Familien- und Schulgebrauch von der Königlichen Regierung empfohlen:

E. Uhlenhuth's (Rector der Realmittelschule in Anklam) **wohlfeiles Tellurium** auf höchst elegant. Gestell, mit Anleitung zum Gebrauch: die allgemeinsten Beziehungen zwischen Sonne, Erde und Mond und die Erscheinungen an denselben zur klaren Anschauung zu bringen. Preis: 2 Thlr., in Kiste verpackt: 2 Thlr. 5 Sgr.

Deutsche Heimathsbilder.

Schilderungen aus dem heimischen Natur- und Culturleben

von **E. Uhlenhuth.**

Dem Director der Berliner Dorotheenstädtischen Realschule, Herrn Dr. Kleiber, gewidmet.

Elegant brochirt. — Preis: 15 Sgr.

Druck von Gebrüder Grunert in Berlin, Zimmerstr. 91.

Druck von Gebrüder Grunert in Berlin, Zimmerstr. 91.

